

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-309719](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-309719)

bei Genappe gebliebenen Herzog Friedrich Wilhelm zu Braunschweig.

- 1) Weil. Carl Ludwig Friedrich, Großherzog, geb. den 8 Juni 1786, gest. den 8 Dez. 1818 zu Rastatt. — Höchstdessen Gemahlin und noch lebende Wittwe: Stephanie Louise Adrienne, Großherzogin, geb. den 28 Aug. 1789, verm. den 7 April 1806. Dame des kais. brasilianischen Süd-Kreuz-Ordens.

Kinder:

- 1) Louise Amalie Stephanie, geb. den 5 Juni 1811,

verm. am 9 Novbr. 1830 mit dem Prinzen Gustav von Wasa.

- 2) Josephine Friedrike Louise, geb. den 21 Okt. 1813, verm. den 21 Okt. 1834 mit Carl Anton, Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. den 7 Sept. 1811.
- 3) Marie Amal. Elisabeth Carol., geb. den 11 Okt. 1817.
- 4) Weil. Wilhelmine Louise, geb. den 10 Sept. 1788, gest. den 26 Jan. 1836, des St. Catharinen-Ordens Dame, vermählt mit Ludwig, Erbgroßherzog zu Hessen, den 19 Juni 1804.

An das Jahr 1846.

Zwölffmal hebt jetzt aus der Hammer
In des Thurmes Glockenkammer,
Und es macht des Erzes Mund,
Daß ein Jahr entfliehe, kund.

Als ein Tropfen sinkt es nieder
Gleich den Tausenden der Brüder,
Die entführt vom Strom der Zeit,
In das Meer der Ewigkeit.

Nieder schwingen junge Horen
Sich jetzt aus des Himmels Thoren,
Aus der Zukunft dunklem Schoß
Reißt ein junges Jahr sich los.

Himmelstind, willkommen nennen
Laß dich, eh' wir noch dich kennen!
Reich' uns freundlich deine Hand,
Ziehe segnend durch das Land!

Deines Hornes Gaben schütte
Liebend über Thron und Hütte!
Mache fröhlich jedes Herz,
Banne Leid hinweg und Schmerz!

Tränke deines Segens Milde
Auf die Auen, die Gefilde!
Alles Gute, groß und klein,
Laß es blühen und gedeihn!

Hast du so mit Wonnependen
Uns beglückt, und wirst dann enden,
Spricht ein jeder Mund: „Fürwahr,
Das heiß' ich ein schönes Jahr!“

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Der Schmuckräuber, oder das Gewissen.

Nach dem Französischen bearbeitet von Dr. Draxler-Mansfeld.

(Mit einer Abbildung.)

In dem Haupteingange einer Kirche zu Paris, bemerkte man vor Kurzem einen greisen Bettler, den man Tag für Tag denselben Platz an jener Schwelle einnehmen sah. Gebahren, Ton, Art, sich auszudrücken, kurz, das ganze Wesen des Alten verrieth eine weit bessere Erziehung, als die gewöhnliche, die Armuth und dem Elende zu Theil zu werden pflegt. Durch seine zerlumpte Kleidung, in welcher er sich mit einem Anfluge von Anstand zu bewegen wußte, schimmerte deutlich die Erinnerung an ehemaligen Wohlstand und Würde. Auch stand dieser Bettler unter den übrigen Armen des Kirchspiels, unter den ver-

lassenen Unglücklichen, welche die Kirche unter ihre schützenden Fittige aufzunehmen hat, in merklichem Ansehen und in einer Achtung, die er sich durch seine Genügsamkeit, die redliche Unparteilichkeit bei Theilung der empfangenen Almosen und durch den Eifer, mit welchem er die Streitigkeiten seiner Genossen beizulegen wußte, längst erworben hatte. Inzwischen war die Geschichte seines Lebens und Unglücks seinen vertrautesten Kameraden, so gut wie allen übrigen Einwohnern des Kirchensprengels, ein Geheimniß. Regelmäßig seit 25 Jahren fand er sich an jedem Morgen auf dem nämlichen Platz ein, daher man so daran gewöhnt war, ihn dort zu sehen, daß er Jedem, gleich den Statuen in den ausgehauenen Nischen der gotischen Wölbung, gleichsam eine Portalverzierung schien, aber keiner von des Bettlers Genossen wußte

Gustav
t. 1813,
rbrprin,
7 Sept.

t. 1817.
D Sept.
arknen-
rbgroß

auch nur den geringsten Umstand aus seinem Leben zu erzählen; nur das wußte man, daß Jakob, so hieß er, obgleich er Katholik war, niemals einen Fuß in die Kirche setzte.

Sobald die religiösen Ceremonien ihren Anfang nahmen, und der heilige Dom von den frommen Gesängen widerhallte, sobald der Weibrauch mit den Gebeten der Gläubigen zum Himmel emporstieg und die ernste und melodische Stimme der Orgel den feierlichen Chor der Christen begleitete, da fühlte sich der Bettler hingeworfen, seine Gebete mit denen der andächtigen Versammlung zu vereinigen, da hing mit einem innigen und zufriedenen Ausdruck sein Blick aus der Ferne auf dem erhebenden Bilde, welches der Tempel des Herrn jetzt darbot.

Der glänzende Widerschein der Sonnenstrahlen, die sich in den gothischen, bunten Fenstern brachen; die langen Schatten der altehrwürdigen Pfeiler, die ein Symbol der Unvergänglichkeit, wie der religiösen Kraft dastanden; der unennbare Zauber, der über das geheimnißvolle Dunkel des Heiligthums ausgegossen war; Alles dies schien dem Alten unwillkürliche Bewunderung und tiefe Ehrfurcht einzufloßen.

Biweilen überraschte man ihn in Augenblicken, wo Thränen über sein gefurchtes Antlitz herabfloßen, und unwillkürlich stieg die Vermuthung auf: ein großes Unglück oder schweres Verbrechen scheinend drückend auf seiner Seele zu lasten. In den ersten Zeiten der christlichen Kirche würde man versucht gewesen sein, ihn für einen Missethäter zu halten, der, aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, verwiesen sei, ein stummer Schatten unter Lebenden umherzuwandeln.

Ein Geistlicher las tagtäglich die Messe in dieser Kirche. Aus einer der ältesten Familien Frankreichs stammend, und im Besitze eines großen Vermögens, fand dieser im Wohlthun seine einzige Freude. Zu dem alten Bettler hatte er mit der Zeit eine Art Zuneigung gefaßt, und so kam es, daß der Abbé Paulin von St. C** dem Alten an jedem Morgen mit liebevollen Worten eine Spende reichete, die allmählig zu einer täglichen Rente geworden war.

Da hatte sich eines Tags ganz unerwartet Jakob nicht zur gewohnten Stunde an der Kirchenschwelle eingefunden; besorgt, der Bettler möchte sein heutiges Almosen einbüßen, machte sich der junge Geistliche nach gebaltener Messe auf den Weg, um ihn in seiner Wohnung auf-

zusuchen, und fand den Alten auf einem elenden Lager krank darniederliegend.

Aber wie erstaunte der Geistliche, als er in dem Mobilier dieses elenden Gemaches eine seltene Pracht mit der größten Aermlichkeit vereint erblickte, die sonderbar gegen einander abstachen. Eine kostbare Uhr war über dem ärmlichen Lager aufgehängt; zwei Gemälde, reich eingefast und mit einem Schleier überhangen, lehnten an den weißen Kalkwänden; ein Kreuzifix, in Elfenbein und von vortrefflicher Arbeit, hing zu den Füßen des Kranken; ein alter Sessel mit gothischem Schnitzwerk stand neben dem Bette, und unter einigen alten Büchern lag ein Messbuch mit silbernem Schloß; gleichwohl verkündeten alle übrigen Geräthschaften eine auffallende Dürftigkeit.

Die Gegenwart des Priesters schien den Greis zu beleben und mit dem Ausdrucke der innigsten Dankbarkeit, rief er ihm entgegen: Ach, Herr Abbé, sie ließen sich also herab, eines Unglücklichen zu gedenken?

Mein Freund, erwiderte Paulin, ein Priester dürfte höchstens der Glücklichen verpflegen. Ich komme her zu erfahren, ob ihr vielleicht einiger Hülfe bedürftig.

Ich bedarf nichts mehr, erwiderte der Bettler, denn mein Ende ist nahe; ach, nur mein Gewissen läßt mir keine Ruhe.

Euer Gewissen? Solltet ihr denn ein großes Vergehen abzubüßen haben?

Ein Verbrechen, ja wohl, ein ungeheures Verbrechen! Ein Verbrechen, um dessentwillen ich mein ganzes Leben einer grausamen und, ach, vermuthlich vergeblichen Buße geweiht habe; ein Verbrechen, für das es keine Vergebung giebt!

Ein Verbrechen ohne Vergebung giebt es nicht! Die göttliche Barmherzigkeit ist größer und umfassender, als alle Missethat der Welt.

Aber ein Verbrecher, der sich mit der allgrößlichen Sünde bekleckert hat, was hat der noch zu hoffen? Für mich giebt es keine Vergebung mehr.

Wohl giebt es eine, rief der Priester, von lebendiger Begeisterung ergriffen; der Zweifel daran wäre Gotteslästerung, die weit schrecklicher und strafbarer, als das größte Verbrechen ist. Die Religion öffnet dem Reuigen ihre Arme. Jakob, wenn eure Reue aufrichtig ist, so flehet zur göttlichen Gnade, sie wird euch nicht verlassen, und nachdem er die erhabenen Worte, die dem Büsser die Pforten des Himmels öffnen, gesprochen hatte, hörte

e unter
at, in
g, die
redliche
ngenen
hem er
zulegen
en war
3 seinen
n übrig
ein Ge
fand er
n Plats
ihn dort
tuen in
n Wohl
schien,
wußt

er den Alten an, dessen Bekenntniß folgendes war: Der Sohn eines armen Pächters und beehrt mit dem Wohlwollen einer altadeligen Familie, für welche mein Vater ein kleines Landgut bewirthschaftete, hatte mich von meiner frühesten Kindheit an die Herrschaft zu sich auf das Schloß genommen. Obwohl anfänglich zum Kammerdiener des Sohnes bestimmt, führten doch die Erziehung, die man mir ertheilte, so wie die glänzenden Fortschritte, die ich in den Wissenschaften machte, eine Abänderung des für meine Zukunft entworfenen Planes herbei, und ich wurde in den Rang eines Secretairs erhoben. Ich war gerade fünf und zwanzig Jahre alt, als die Revolution ausbrach; mein Geist ließ sich leicht durch die Lectüre der Journale jener Zeit verführen und mein ungemessener Ehrgeiz empörte sich gegen die untergeordnete Stellung, welche ich selbst einnahm.

So entwarf ich den Plan, das freundliche Schloß, das Asyl meiner Jugend, mit dem Schlachtfelde zu vertauschen. Hätte ich doch diesen ersten Entschluß ausgeführt, diese Undankbarkeit würde mir ein Verbrechen erspart haben! Die Auführer überflutheten bald auch die Provinz, und meine Herrschaft, in der Dpfer der wüthenden Stürmer zu werden, verabschiedete ihre ganze Dienerschaft, zog in aller Eile einige Capitalien ein, raffte von ihrem Mobiliar nur diejenigen kostbaren Gegenstände zusammen, welche für die Familie als Andenken einen besondern Werth hatten und flüchtete nach Paris, um in dem bunten Gedränge der großen Welt eine unbeachtete Freistatt und Ruhe in der stillen Zurückgezogenheit eines verborgenen Wohnsitzes zu suchen. Als Kind des Hauses folgte ich ihr. Schrecken und Befürzung hatten sich aller Gemüther in Frankreich bemächtigt, und Niemand kannte den geheimnißvollen Zufluchtsort meiner Herrschaft. Mit auf die Liste der Emigranten verzeichnet, wurden bald ihre Güter eine Beute der Confiscation; aber das kümmerte sie wenig, befanden sie sich ja doch Alle beisammen, ruhig, ungekannt und unverfolgt. Beseelt von festem Vertrauen auf die Vorsehung, harrten sie auf bessere Zeiten. Eitle Hoffnung! die einzige Person, welche im Stande war, ihren friedlichen Aufenthalt zu verrathen und sie aus ihrem glücklichen Asyl zu reißen, beging das schändliche Verbrechen des Verrathes: sie wurden

angegeben, — und der niederträchtige Anzeiger war ich!

Vater, Mutter, vier Töchter, wahre Engelsgestalten, geschmückt mit Anmuth und Unschuld, ein junger Knabe von zehn Jahren, alle insgesammt wurden sie in einen Kerker geworfen und den Schrecknissen und Gräueln jener Gefangenschaft übergeben. Der Proceß ward ihnen gemacht. Die unbedeutendsten Vorwände reichten damals hin, um den Unschuldigen in Tod und Verderben zu stürzen. Indessen hier aber hatte der öffentlich auftretende Ankläger doch viel Mühe, einen Grund zur Verfolgung dieser Edlen und Gutgesinnten aufzubringen. Wer kennt die Frevel jener Tage nicht? Trotz allen dem fand sich gar bald ein Mann, der, ganz in das Vertrauen der Familie eingeweiht, Mitwisser der verborgenen und geheimsten Gedanken des Hauses war; er verdächtigte die geringfügigsten Umstände aus ihrem Leben, schuf und erdichtete aus diesen furchtbare Verbrechen und Verschwörungen, — — und dieser Verleumder, dieser falsche Zeuge war ich!

Der verhängnißvolle Rechtspruch erfolgte nur zu schnell. Das Todesurtheil erstreckte sich auf die ganze Familie nur der junge Sohn blieb verschont, eine unglückliche Waise, der dazu bestimmt war, seine ganze Familie zu beweinen, und dem Mörder zu fluchen, wenn er ihn jemals gekannt hätte! Die älteste Tochter war auf unbegreifliche Weise entflohen und wußte sich dem Auge des Gerichtes, doch nicht dem meinigen zu entziehen. Nicht Mitleid, nicht vielleicht ein Anderer süßer Zug des Herzens hielten mich ab, auch sie von Neuem zu verrathen — nein, meine Habsucht hatte sich ein schändlicheres Ziel gesetzt und darum, sie nur insgeheim scharf beobachtend, schwieg ich für jetzt und ließ sie meine verfolgenden Plane nicht ahnen.

Mit standhafter Ergebung und im Bewußtsein ihrer Unschuld und Tugend einen lindern den Trost findend, erwartete indeß die unglückliche Familie den Tod im Gefängnisse. Tag um Tag versich: doch bei der Anzahl von Hinrichtungen, die in dieser Stadt fanden, hatte sich Unordnung und Verwirrung in der aufeinander folgenden Ordnung derselben eingeschlichen.

Schon war der für sie angefertigte Tag vorübergegangen, und wenn Niemand ein Interesse dabei gehabt hätte, diese Unschuldigen dem Henkerbeile zu überliefern, würde ihr

Lebe
denn
Tag
W
sich
das
an
den
D
Stel
Tag
nich
— a
W
Fack
verb
Der
Sch
den
chris
ter
misch
vern
auf
gen
porfo
N
über
hatte
drüß
Henk
einge
Beist
nahm
De
große
willig
Gesch
Vorü
De
Sum
und
als
um
meine
den
erst
älteste
Verb
konnt
das
beim
und

Leben vielleicht dem Schaffot entgangen sein, denn die gräßliche Zeit war schon bis zum Tage vor dem neunten Thermidor vorgerückt.

Aber ein Mann der vor Ungeduld brannte, sich mit Beute zu bereichern, begab sich auf das Revolutionstribunal, zeigte das Versehen an, und sein fürchterlicher Eifer ward mit dem Bürgerrechte jener Schwachzeit gekrönt.

Der Befehl zur Hinrichtung ward auf der Stelle gegeben, schon am Abende desselben Tages das Todesurtheil vollzogen, und jener Nichtswürdige Angeber war Niemand anderer — als ich.

Mit einbrechendem Abend, bei erleuchtendem Fackelglanze, wurde die edle Familie auf dem verhängnißvollen Karren zum Tode geschleppt. Der Vater hielt mit dem Ausdrücke des tiefsten Schmerzes seine beiden jüngsten Töchter mit den Armen umfaßt, die Mutter, eine kräftige, christlich ergebene Frau, preßte die ältere Tochter an ihren Busen, und so ihre Thränen vermischend, vereinigten sie ihre Erinnerung, ihre vernichteten Hoffnungen, und ihre Aussicht auf die Vergeltung der Zukunft zu inbrünstigen Todesgebeten, die sie zum Himmel emporschieden.

Niemals kam der Name ihres Mörders über ihre Lippen. Da es schon spät war, hatte der Scharfrichter, seiner Arbeit überdrüssig, diese langwierige Execution einem Henkerknechte übertragen, welcher, noch wenig eingewöhnt in dieses schreckliche Handwerk, den Beistand eines Vorübergehenden in Anspruch nahm.

Der Mann, ein neugeschaffener Bürger der großen Republik, zeigte sich sogleich bereitwillig, ihm zu dem fürchterlichen, ehrlosen Geschäfte den Arm zu leihen, — und dieser Vorübergehende war ich!

Der Preis für so viele Verbrechen war eine Summe von dreitausend Franken in Gold, und die kostbaren Gegenstände, die sie hier als ewig berebete Zeugen meiner Frevelthat um mich aufgestellt sahen. Doch das Maß meiner Schändlichkeit war noch nicht bis an den Rand gefüllt. Nun strebten meine Pläne erst nach Emilien, der wunderbar geretteten, ältesten Tochter des Hauses, die sich in ihrer Verborgenheit für erhalten glaubte. Sie allein konnte, wie mir gar wohl bekannt war, um das Vermögen wissen, welches die Familie beim Abzuge aus der Provinz mobil gemacht und in Baarschaft verwandelt hatte. Ich

verfälschte Briefe. Unter meinen Namen durfte ich ihr nicht nahen, denn sie kannte den Verderber ihres Hauses; aber die Schriftzüge eines ihrem Herzen werth gewordenen jungen Mannes, der mittlerweile, ohne daß sie darum wußte, als ein Opfer der revolutionären Partei gefallen war, mußten wirken, und diese ahmte ich sorgfältig nach. In meiner Stellung zu dem gewaltübenden Cenail war es mir ein Leichtes, für sie und mich falsche Pässe zu erwirken. Ich schickte ihr unter dem Namen des Marquis Eduard von L** das für sie bestimmte Papier und berebete sie mit den Schmeichelnworten eines theilnehmenden und liebenden Freundes nach der südwestlichen Schweiz zu fliehen mit dem Vorgeben, daß nur ihre Entfernung und die Rettung des Familien-eigenthums durch sie, ihrer Familie, die noch nicht ganz rettungslos verloren sei, weiterhin von Nutzen werden könne. Die gefahrlose Reiseroute war in dem Briefe genau angegeben; am Neuschatelsee sollte sie einen verlässlichen Boten und Fährmann finden, der sie hinüber und weiter nach Bern in Sicherheit geleiten sollte.

Nur allzusehnlich ging das arglose Mädchen in meine schwärzlichen Pläne ein und dankte dem Himmel für diesen Anker in solchen Stürmen. Der nächste Tag fand Emilien auf der Reise und bald war die Nähe von Neuschatel erreicht. Hier fand sie den verheißenen Geleitsmann, finster, das Antlitz unkenntlich, tief in einen Mantel gehüllt, rasch mit ihr einen bereitliegenden Fahrzeuge zuschreitend. In unscheinbarem Gewande, ein inhaltreiches Portfeuille unter dem Arme, das dem verhüllten Begleiter nicht entgangen war, betrat sie mit ihm das Schiff. Allein sie hatten kaum die Höhe des Sees erreicht, als der Hand des Finstern das Ruder entglitt und seine Maske nieder sank. Wild und gierig saßte er nach dem ersehnten Raube, nichts ahnend sank das von jähem Schreck erfaßte Mädchen in die Knie, — aber seine nervige Hand war schon zur Missethat ausgestreckt. Das Jammergeschrei der Unglücklichen verklang im Sturme, der indeß, ein Zeuge des Frevels erwachte; der Fährmann stürzte die Jammernde und schwach Widerstehende mit Wuth in die erzürnten Wellen, die ihr Grab wurden; ein furchtbarer Donner grölte wie ein Fluch durch die finstern Wolken und jener Abschamm der Menschheit, der auch hier ein unschuldiges

Leben vernichtet hatte, jener Verworfenen, der die zürnende Stimme des Himmels nicht hörte, — war ich!

Der See ging hoch; die Wogen schlugen herein in das schwankte Fahrzeug; die Berzweiflung des nahenden Todes gab mir Riesenkraft; ich bekämpfte Wellen und Sturm, und kam zurück ans Land, wohin mich die blasse, todte Emilie gespenstlich verfolgte, — ein furchtbares Bild, das seither nie aus meiner Erinnerung gewichen ist.

Ich kehrte schnell nach Paris zurück.

Nach allen diesen Verbrechen wollte ich die Stimme meines Innern durch berauschte Genüsse und Weltfreuden übertäuben, aber kaum waren Gold und Schätze, die Früchte meiner Schandthat, verschwelgt, als sich die schrecklichsten Bewußnisse meiner bemächtigten. Jedes Vorhaben, jede Unternehmung, jede Arbeit schlug mir fehl. Ich ward arm und schwach. Die Charité räumte mir jenen Platz an der Kirchthüre ein, auf dem ich eine so lange Reihe Jahre hindurch gestanden habe!

Das Bewußtsein meines Verbrechens war so quälend und marternd, daß ich an der göttlichen Gnade gänzlich verzweifelte, und es niemals wagte, zu den Tröstungen der Religion meine Zuflucht zu nehmen, noch einen Fuß in das Innere der Kirche zu setzen. Die zahlreichen Almosen, und vorzüglich die ihri- gen, Herr Abbé, setzten mich in den Stand, die Summe wieder zusammen zu sparen, welche ich meiner Herrschaft geraubt habe; hier ist sie.

Die prachtvollen Geräte die sie im Gemache hier sehen, diese Uhr, dieses Kreuzbild, dieses Buch, diese verschleierte Portraits gehören zum Mobilien meiner Opfer. Ach! wie lang und tief ist meine Reue gewesen, und doch so nutzlos! Glauben sie wohl noch, Herr Abbé, daß ich nach allem diesem auf die Vergebung Gottes hoffen könne?

Mein Sohn, erwiederte der Abbé, euer Verbrechen ist allerdings schrecklich. Niemand weiß den Schmerz eurer Opfer besser zu beurtheilen, außer solche, welche, durch die Revolution ihrer Eltern beraubt, als unglückliche Waisen zurückgeblieben sind! Ein ganzes, unter Thränen und Reue hingebrautes Leben reicht nicht zur Sühnung einer solchen Frevelthat hin. Doch ist die göttliche Barmherzigkeit unendlich, und fühlt ihr aufrichtige Reue und volles Vertrauen auf jene endlose Güte, dann glaub ich wohl,

auch die Gnade und Vergebung des Himmels verzeihen zu dürfen.

Mit diesen Worten erhob sich der Priester. Der Alte, der sich von einem neuen Leben befeelt fühlte, stieg aus dem Bette, und warf sich auf die Knie.

Haltet ein, ehrwürdiger Herr, rief er, bevor ich die Gnadentöne des Himmels vernehme, will ich mich vorerst der Früchte meines Verbrechens entledigen: nehmen sie diese Gegenstände, verkaufen sie sie, und vertheilen sie den Erlös unter die Armen.

Bei diesen Worten riß er den Vorhang von den Gemälden hinweg und sprach: Dieses sind die ehrwürdigen Bildnisse jener Edeln, die mein Frevel hingepflegt hat.

Kaum hatte der Abbé einen Blick darauf geworfen als ihm die erschütternden Worte: Mein Vater! meine Mutter! entfuhr. Das entsetzliche Andenken an die fürchterliche Katastrophe seiner Kindheit, Unblick und Geständniß des Mörders, diese Gemälde, welche tausend schmerzliche und liebe Erinnerungen in ihm zurückriefen, alle diese manigfachen, tief erregenden Gefühle, ergriffen die Seele des Priesters in diesem Augenblicke so mächtig, daß er halb ohnmächtig in einen Stuhl zurückfiel. Das Haupt in die Hände gestützt, entquoll seinen Augen ein reicher Thränenstrom: eine tiefblutende Wunde war in seinem Herzen aufgerissen worden.

Der bestürzte Bettler wagte es nicht, seine Blicke zu dem zu erheben, den er jetzt als den Sohn seines unglücklichen Herrn, als den schrecklichen und gereizten Richter erkannte, von dem er eher Rache als Vergebung erwarten mußte; er wand sich zu seinen Füßen, beugte sie mit Thränen, und rief mit verzweiflungsvoller Stimme: Mein Herr, mein Herr! Der Priester ohne ihn anzublicken, kämpfte innerlich seinen Schmerz zu bewältigen, doch der Bettler rief immer von Neuem: Ja ich bin ein Mörder, ein Ungeheuer, ein Elender! Herr Abbé, mein Leben steht ihnen zu Gebot, was soll ich thun, um sie an mir selbst zu rächen?

Mich rächen? erwiederte der Priester, dem diese Worte wieder die volle Besinnung und christliche Milde gaben, mich rächen, Unglücklicher!!

Hatte ich nicht Recht, fuhr der Zerknirschte fort, als ich sagte, daß mein Verbrechen auf keine Vergebung rechnen könne? Ich wußte es wohl, daß selbst die Religion mir ihren Trost

Am 18

riefter.
en be-
warf

r, be-
ver-
meines
se Ge-
len sie

g von
s sind
e mein

darauf
Borte:

Das
e Ka-
andniß
ausend
t ihm
ief er-
e des
chtig,
hl zu-
esfüßt,
ränen-
seinem

seine
s den
s den
annte,
warten
, be-
ver-
mein
ämpfte
ch der
in ein
Herr
, was
en?
, dem
g und
Un-

irschte
en auf
ste es
Trost



Der Schmutzrauber oder das Gewissen.

verwägern würde. Die Neue ist nichts gegen eine solche Missethat, für mich giebt es keine Vergebung, keine, keine!

Diese letzten mit schrecklichem Tone gesprochenen Worte erinnerten den Geistlichen an seine Pflichten: der Kampf zwischen dem Sohneschmerze und der Ausübung der heiligen Macht endete bald.

Verzeibliche menschliche Schwäche war es, die dem betrübten Sohne Thränen entlockt hatte, die den Frevler vernichteten. Bald aber richtete die Religion die starke Seele des Priesters wieder kräftig empor. Er ergriff das Cruzifix, das in die Hände dieses Unglücklichen gefallene väterliche Erbe, hielt es vor dem Alten hin, und sprach mit fester, aber sanfter Stimme: Christ, ist deine Neue auch aufrichtig?

Ja.

Schauderst du vor deinem Verbrechen mit gottergebener Seele zurück?

Ja.

Gott, der sich für die Menschheit an dem Kreuze geopfert hat, verheißt dir durch mich Vergebung.

Dann legte der Priester die eine Hand auf den Bettler, hielt in der andern das Zeichen der Erbsung, und rief die göttliche Gnade und Huld auf das Haupt des Mörders seiner Familie herab.

Das Antlitz zur Erde gewandt, blieb unbeweglich der Alte still zu den Füßen des Geistlichen liegen. Dieser streckte den Arm aus, um ihn emporzurichten, aber — er war nicht mehr.

Der junge Poet.

Zur Zeit, da die Schulmeister noch — laut uralter Tradition — den Stab Aarons handhaben, lebte ein solcher Ehrenmann zu Halberstadt, der seinen Schülern neben den vier Spezies auch die edle Reimkunst einimpfte. Damit die Operation besser vor statten gebe, belohnte er denjenigen, der den besten Vers machte, gewöhnlich mit einem Apfel oder einer Handvoll Rosinen.

Eines Tages hatte er mit seinen Discipeln die Geschichte von „Kain und Abel“ gelesen, und ihnen nach seiner Art aufgegeben, den Hauptinhalt dieser Geschichte in ein Paar Verse zu bringen. Da ging's denn an ein Verlesen und Abzählen vom Daumen an den kleinen Finger und wieder Retour, daß dem Zuschauer wohl gar der Angstschweiß ausbrach,

aus Furcht, es möchte der Eine oder Andere im Eifer des Geschäfts sich dem Finger verrenken, wo nicht gar die liebe Hand.

Sieh da! Nach etwa zehn Minuten steht ein feines Bürschchen von der Bank auf, tritt hervor und sagt: „Hab' den Vers herausgebracht, Herr Schulmeister!“ — „Nun, so laß' hören, mein Söhnchen!“ erwiderte dieser. Der Knabe rieb sich die Hände, und deklamirte Folgendes: „Der böse Kain, der erschlug den frommen Abel; Da kam der liebe Gott, und schlug ihn auf den Schnabel.“

„Bravo! Bravo!“ schrie der alte Mann im Uebermaß seiner Freude, „da hast du den Apfel; aus dir wird einst was Rechtes werden!“

Der Knabe nahm den Apfel, die wohlverdiente Prämie, in Empfang, fuhr fort Reime zu schmieden, mit so gutem Erfolg, daß er in kurzem seine zehn Finger nicht mehr vounndthen hatte, versteht sich zum Versmachen. Er wurde einer der witzigsten Fabeldichter deutscher Zunge, genannt — Lichtwehr.

Jerome.

Unter allen seinen Brüdern, in welchen Napoleon nur Könige zu sehen beschlossen hatte, war er immer mit Jerome (Hieronymus) am unzufriedensten. An allen öffentlichen, nicht eben zu wohlrenommirten Orten in Paris war der Prinz mit seiner eben so wenig gut accreditirten Umgebung der tägliche Gast. Unter dieser befanden sich ein Paar junge, geistreiche Schriftsteller, welche einige Aufmerksamkeit zu erregen begannen, deren Witz die Pariser ergötzte und auch Jerome angenehm unterhielt. Gerade in Zeit des vertrautesten Umgangs mit ihnen wurde der Prinz Jerome von seinem allmächtigen Bruder, der unter diesem Schritt die weitaussehendsten Pläne verbarg, zum König von Westphalen erhoben. Noch denselben Abend, nach Beendigung des Theaters, begegnete Jerome zweien seiner fideles Freunde und erzählte ihnen voller Freuden, was das weltbeherrschende Paris erst mit dem nächsten Morgen offiziell erfahren sollte: daß ihn sein Bruder zum König von Westphalen gemacht habe. Die lustigen Gesellschafter, die sich ein wenig auf Schmeicheleien verstanden, fingen nun in einem unterthänigen Tone an:

— „Erlauben sie uns, Sire, die Ersten zu sein, welche . . .“ —

„Ich glaube gar, Ihr fangt hier mit Cere-

moni
wolle
von
davo
sein,
genh
Sou
Reit
gegel
viel
Herz
selbst
lichte
bald
gern
sten
Mar
seine
noth
nung
gen
doch
Prin
„
lich
habe
nigr
tait
ersch
Ober
Dein
D
nene
gab
sein
E
daß
derte
belie
Wie
Frei
wur
solch
Des
Baa
dene
nich
amt
noch
Mo
scher
sich

monien an, unterbrach sie Jerome. „Wir wollen das auffparen, wenn ich erst in Cassel von meinem Hofe umgeben bin. Für jetzt nichts davon! Wir wollen so frei und ungezwungen sein, wie vorher. Und damit wir dazu Gelegenheit haben, kommt gleich mit mir zum Souper!“

Im Fluge ging es nun zu dem berühmtesten Restaurateur im Palais Royal. Es wurde gegessen, wie sich von selbst versteht, sehr viel und sehr gut getrunken, dabei nach Herzenslust geschwaßt und gelacht. Jerome selbst war im Trinken eben nicht der saumfeligste, und der köstliche Nebenfaß verfezte ihn bald in jene wohlbekannte Stimmung, wo man gern die ganze Welt, wie viel mehr die intimsten Freunde, die Trinkgenossen, beglücken möchte. Man sprach von Jerome's naher Abreise, von seinem Regierungsantritt, und mußte dadurch nothwendigerweise auf die bevorstehende Trennung kommen. Dieses Kapitel machte die lustigen Brüder Jerome's, trotz ihrer Aufregung, doch etwas mißgestimmt, und, zur Ehre des Prinzen sei es gesagt, auch ihn selbst wehmüthig.

„Ich sehe aber gar nicht ein,“ fing er endlich an, „warum wir uns zu trennen nöthig haben? Ihr geht mit mir in mein neues Königreich. Ich mache Dich zu meinem Sekretair, und Dich da, der Du ja ohnedieß ein erschrecklicher Bücherwurm bist, zu meinem Ober-Bibliothekar. . . Da bist Du ganz an Deinem Plage.“

Die beiden neuen Beamten willigten bei einer neuen Flasche Champagner gern ein. Jerome gab ihnen für ihre Anstellung, im Kausche, sein nunmehr königliches Wort.

Erst spät in der Nacht erinnerte man sich, daß man hier nicht zu Hause sei. Jerome forderte die Rechnung, welche sich etwas sehr hoch belief. Er zog seine Börse, um zu bezahlen. Wie oft diese aber auch von der großmüthigen Freigebigkeit seines kaiserlichen Bruders gefüllt wurde, so herrschte doch in der Regel, bei solcher Lebensart, darin immer eine große Ebbe. Des angehenden Königs von Westphalen ganze Baarschaft bestand nur in zwei Louisd'or, mit denen eine Rechnung von 200 Francs freilich nicht zu berichtigen war. Die künftigen Beamten des allergnädigsten Königs waren nur noch drei Franken vorzuschießen im Stande. Morgens ein Uhr war selbst für den Beherrscher eines neuen Königreichs, wenigstens ohne sich zu blamiren, in so kritischem Moment guter

Rath sehr theuer. Es blieb nichts übrig, als den Wirth rufen zu lassen und ihn von der Lage der Sache in Kenntniß zu setzen. Der Restaurateur, welcher weder den Prinzen noch seine Begleiter kannte, suchte ein wenig die Achsel, fragte jedoch, in der Erwartung, seinen Entschluß darnach fassen zu können, wenn er zu bewirthen die Ehre gehabt?

— „Ich bin der Sekretair des Königs von Westphalen. . .“

— „Und ich Bibliothekar Sr. Majestät,“ antworteten die Begleiter Jerome's. —

— „Ei, das ist ja recht charmant, verfezte der Wirth, welcher seine Gäste nun ganz unsehlbar für Avanturiers hielt. Da ist gewiß der dritte Monsieur da, der König von Westphalen selbst? fragte er höhnisch weiter. (Die Ernennung Jerome's war schon Stadtgespräch).

„Ja wohl, Herr Wirth,“ nahm Jerome das Wort, „ich bin der König von Westphalen.“

— „Meine Herren, fing jetzt der Restaurateur wieder an, Sie belieben sich einen etwas kostbaren Spaß mit mir zu machen. Wir wollten aber nun auch sehen, wie der Scherz unserm Polizeikommissair gefallen wird.“

Jetzt wurde dem Prinzen etwas warm. Die Furcht, sein loser Nachstreich könne an Napoleon kommen, war gewaltig groß.

— „Sie werden doch nicht etwa Lärm machen wollen!“ sagte er zu dem Wirth. „Hier haben Sie ein Pfand, unter Brüdern mehr als zehn Mal so viel werth, als Ihre Rechnung.“ Bei diesen Worten zog er seine, von Napoleon zum Geschenk erhaltene, mit des Kaisers in Brillanten gefaßtem Bildniß versehene, prachtvolle Uhr aus der Tasche und gab sie dem Wirth, welcher nun mit der größten Artigkeit die Thür öffnete und die losen Vögel entschlüpfen ließ, unter denen besonders Jerome froh war, so leichten Kaufes davon gekommen zu sein, indem er sein Pfand bald wieder einzulösen gedachte.

Nach Entfernung der Gäste betrachtete der Restaurateur das werthvolle Pfand von allen Seiten. Da er sich aber nun einmal von dem Gedanken, daß der vermeintliche König von Westphalen, (den er auf keinen Fall wirklich dafür hielt) doch ein Gauner gewesen sein müsse, nicht trennen konnte, so fuhr ihm plötzlich durch den Kopf: die kostbare Uhr, in den Händen dieses Menschen, könne nur gestohlen sein. Mit Tagesanbruch lief er damit zum Polizeikommissair, der, voller Verwunderung, die kaiser-

liche Schiffe darauf zu finden, sofort zu dem Präsesen eilte, welcher seinerseits sich wieder zu dem Minister des Innern begab, von welchem nun, Morgens 10 Uhr, der Kaiser die ganze Nachtgeschichte seines Bruders, den die mitgebrachte Uhr sogleich verrieth, brühwarm erfuhr. Von der Gardinenpredigt, welche Napoleon seinem leichtfertigen Bruder gehalten haben mag, ist nichts weiter ins Publikum gekommen, welches, ohne zu wissen, auf welche famöse Geschichte sich die Ordonnanz bezog, bald darauf im Moniteur las: „Der König von Westphalen habe sich sogleich in seine Staaten zu begeben, und, vor Ankunft in seiner Hauptstadt, keine Ernennungen zu Aemtern vorzunehmen.“

Eine Sage aus Marseille.

Es geht in Marseille die Sage, daß vor ungefähr 200 Jahren alle Uhren in dieser Stadt eine Stunde vorgestellt worden seien, und zwar in Folge der nachstehenden Geschichte.

In der Nähe der Stadt lebte ein gewisser Balette aus alter Familie, ein Mann von ansehnlichem Vermögen. Er hatte die Tochter des Maires der Stadt geheirathet, die so schön war, daß sie allgemein die „Rose von Marseille“ hieß. Sie gab ihrem Gatten zwei Töchter und zwei Söhne, und wegen deren Erziehung nahm Balette nach mehreren Jahren seinen Aufenthalt in Paris. Als Verwalter seiner Besitzung bei Marseille ließ er einen gewissen Le Brun zurück. In Paris schloß sich Balette der lustigen Modenwelt an, was ihn nöthigte, seinen Verwalter häufig um Zusendung von Geld zu ersuchen. Dieser mußte deshalb die Landleute hart bedrücken und wurde bald von diesen ebenso gehaßt, wie Balette geliebt worden war. Hatte Balette gewußt, daß er in Paris den sauern Schweiß seiner „Untertanen“ vergoß, er würde gewiß anders gelebt haben. Einst in der Nacht erschien ihm die Gestalt seines Verwalters mit Blut bedeckt, und sagte ihm, er sei von den erzürnten Bauern ermordet und unter einem Baume verscharrt worden, den die Gestalt sehr deutlich beschrieb. Dann ersuchte der Geist Le Bruns Balette, augenblicklich nach Marseille zurückzukehren und den verstümmelten Leichnam in geweihter Erde begraben zu lassen, weil außerdem sein Geist nimmer Ruhe haben werde. Balette erschrak über diese seltsame Erscheinung sehr, wunderte

sich über die genauen Angaben, redete sich aber am Morgen doch ein, daß es nur ein bedächtigender, wenn auch merkwürdiger Traum gewesen sei. In der nächsten Nacht stellte sich der Geist Le Bruns erzürnt wieder ein und schalt Balette, daß er die Bitte, die er an ihn gethan, nicht erfüllt habe. Balette versprach, es den nächsten Tag zu thun, als aber dieser kam, schämte er sich von neuem, von einem Traume sich beunruhigen zu lassen, schrieb aber an seinem Verwalter nach Marseille. In der dritten Nacht erschien indeß der Geist von neuem, diesmal außerordentlich erzürnt, brachte sein Gesuch nochmals an und setzte hinzu, wenn Balette dasselbe erfülle, wolle er (der Geist) ihm auch vier und zwanzig Stunden vorher seinen Tod anzeigen, damit er nicht unvorbereitet sterbe. Balette versprach nochmals, zu thun, wie ihm geheißen war, und den nächsten Tag reiste er nach einer Abwesenheit von zehn Jahren wirklich nach Marseille zurück, indem er seiner Familie angab, dringende unaufschiebliche Geschäfte riefen ihn dahin.

Le Brun war wirklich ermordet, und Balette fand dessen verstümmelten Leichnam unter dem Baume an der Waldecke, wie ihm der Geist gesagt und beschrieben hatte. Vergebens bemühte er sich, die Mörder ausfindig zu machen; aber er überzeugte sich von der Noth seiner Untergebenen, und sie ging ihm so zu Herzen, daß er nur in der Absicht nach Paris zurückkehrte, um seine Familie nach Marseille zurückzuholen.

Acht Jahre nach der Rückkehr von Paris wurde ein Bau auf dem Gute des Herrn Balette nöthig, und die Familie zog unterdeß in die Stadt zu dem Vater der Frau Balette, deren Gatte jenen Mord und die damit in Verbindung stehende Erscheinung fast ganz vergessen hatte.

Als die Familie einst vergnügt beim Abendessen saß, hörte man ein starkes Pochen an die Thüre. Der Bediente ging hinaus, sah aber Niemand. Bald darauf hörte man das Klopfen, aber stärker, wieder, und der älteste Sohn Balette's ging nun selbst hinaus, sah aber ebenfalls Niemanden. Als es zum drittenmale und noch stärker klopfte, gedachte Balette an jene Erscheinung und er sagte, „ich will selbst hinausgehen; ich glaube zu wissen, wer klopft.“ Als er die Thür öffnete, sah er den Geist seines Verwalters, der ihm zuflüsterte, in der nächsten Nacht um dieselbe Stunde, zwölf Uhr, müsse er die Welt verlassen, worauf die Erscheinung verschwand.

Balette kam bleich und erschrocken zurück und erzählte auf vieles Bitten jetzt erst, was ihm vor acht Jahren und eben jetzt begegnet sei. Die Familie erschrak, wie natürlich, außerordentlich; die Gattin und die Kinder Balette's hingens sich weinend an ihn und trösteten ihn.

Der Schwiegervater, der Ungläubigste von allen, suchte die Sache lächerlich zu machen, sann aber auf ein Mittel, um die Folgen, welche die Furcht haben könnte, abzuwenden, und ließ endlich alle Uhren der Stadt eine Stunde vor stellen, so daß, wenn die bestimmte Stunde schlage und das gedrohte Schicksal nicht eintrete, Balette beruhigt werde.

Am nächsten Tage ordnete Balette seine An-
gelegenheiten, nahm das heilige Abendmahl und bereitete sich völlig zum Tode vor. Abends saß er bei seiner Familie, die fortwährend weinte und von der er Abschied nahm, als es elf Uhr schlug. Niemand sprach. Als endlich die zwölfte Stunde schlug, stand Balette auf und rief: „Gott sei meiner Seele gnädig! Meine Stunde ist gekommen!“ Er hörte alle Glocken in der Stadt schlagen. „Sollte es eine Täuschung gewesen sein?“ sprach er endlich, als der Tod nicht kam. „Der Geist hat dich getäuscht“, fiel der Schwiegervater spot-
tend ein. „Denke nicht mehr an die fatale Geschichte.“ — „Gottes Wille geschehe!“ entgegnete Balette; „ich werde in mein Zimmer gehen und Gott für die Rettung danken.“ Danville der Schwiegervater, wünschte sich zum Gelingen seiner List Glück und sie schieden — auf Nimmerwiedersehen.

Als Balette ziemlich eine Stunde in seinem Zimmer gewesen war, fiel ihm ein, daß er in einem Schranke ein wichtiges Papier ununterzeichnet habe liegen lassen. Auf dem Wege aus seinem Zimmer zu jenem Schranke mußte er vor der Treppe vorbei, welche gerade hinunter in den Keller führte. Als er an die Treppe kam, hörte er da unten ein verworrenes Geräusch, und er eilte sogleich hinunter, um zu sehen, was es sei. Kaum war er unten, so stieß ihn eine ungesehene Hand einen Dolch in sein Herz, und in demselben Augenblicke schlugen alle Uhren in Marseille ein oder eigentlich zwölf Uhr, die Stunde, welche der Geist an-
gegeben hatte.

Es waren Diebe in Danville's Keller eingebrochen, und als sie sich entdeckt sahen, wußten sie nicht anders zu entkommen, als dadurch, daß sie den unglücklichen Balette ermordeten,

und so wurden sie, ohne es zu wissen, die Werkzeuge des Schicksals.

Die Zurechtweisung.

Schiller, ein männiglich bekannter Poet, lernte in seiner Jugend Harfe spielen. Sein Nachbar gegenüber war ihm nicht ganz besonders gewogen, und rief ihm einmal zu, als er bei offenem Fenster spielte: „Herr Schiller! Sie spielen wie König David; nur daß sie es nicht so können.“ — „Und Sie,“ erwiderte Schiller, „schwätzen raus, wie der König Salomo; nur daß Sie nicht so geschickt sind!“ — Der Herr Nachbar machte das Fenster zu, und ließ fortan den Harfenspieler in Ruhe.

Die Ueberfracht, oder Vater Dohs, Sohn Kalb.

(Mit einer Abbildung.)

Die Kaze im Sack hat schon Mancher gekauft, so dachte kürzlich ein badisches Bäuerlein, das mit der Eisenbahn von Offenburg nach Karlsruhe fahren wollte und einen ziemlich großen Sack mitbrachte, den er sammt seinem Inhalt als nicht zu bezahlendes Passagiergut im Personenwagen mitzunehmen dachte. Als ihn der Eisenbahn-Beamte über den Inhalt befragte, gab er mit dummdreister Miene an, daß er in dem leinwandenen Behälter ein Kalb eingepackt habe, das er einem Advocaten, der einen lang-
jährigen Proceß für ihn auszufechten habe, als Dank für seine bisherigen Bemühungen und als Unterstützungsmittel zur Fortsetzung derselben mitbringen wolle. Doch der hohen Dampfswagen-
Übrigkeit schien der Sack allzuschwer, um als Freifracht passiren zu können, und der Beamte warf daher denselben, um die Ueberfracht zu taxiren, gleichgültig für den Gegenstand des Inhalts, mit routinirter Uebersichtlichkeit und
critischem Untersuchungstacte, auf die Waage. Aber, o weh! von dem harten Falle herbeigeführt, ertönte ein Wehgeschrei aus dem Sack, als wäre das Kalb ein Nebenbuhler von Bileams Esel geworden und hätte plötzlich eine menschliche Stimme bekommen. Aber Zoll- und Postbeamte sind bekanntlich etwas zweifelnder Natur und glauben nicht an Zeichen und Wunder, und unser Mann, einer ihrer klügsten Repräsentanten, ahnend, daß ihn der Bauer foppen wolle, hob mit schlauer Geberde den Sack an dem einen Ende in die Höhe, und heraus kroch — ein

weinendes Kalbsgesicht, dem 10jährigen Sohne des verschmitzten Bauern angehörig, den dieser ohne Fahrlohn nach Karlsrube bringen wollte. „Dho“, versetzte der kluge Beamte, den Zeigefinger an die hochweise Nase legend, mit siegesfrohem Munde, „er ist ein rechter Dohse, wenn er nur betrügen zu können glaubt!“ — Der

Bauer aber, der keinen Gefallen an der Lobrede auf die Schlaubeit der Eisenbahn-Polizei zu haben schien, stand verblüfft da, und fuhr seinen Sohn miszmutig an: „D, Du bist ein wahrhaftiges Kalb, daß Du gerade zur unrechtlichen Zeit schreist!“



Eine Schmuggelgeschichte.

Herr B. . . , ein Kaufmann aus Marseille, hatte mit seiner Gattin eine Reise nach England gemacht. Am Tage vor ihrer Abreise von London sprach Madame B. . . zu ihrem Gatten: „Ich habe hier fünfzig Louisd'or, und bedauere, mir heute nichts dafür gekauft zu haben. Erst wollte ich mir Spitzen kaufen, und hatte mir sehr schöne ausgewählt; aber ich wurde nicht mit dem Kaufmann über den Preis einig, und ärgere mich jetzt, sie nicht genommen zu haben, denn in Frankreich müßte ich dieselben Spitzen viel theurer bezahlen.“ —

„Aber meine Liebe!“ erwiderte der Gatte, „Du kannst im Gegentheil froh sein, daß Du sie nicht gekauft hast. Weißt Du denn nicht, wie streng die Douanen sind?“ — „Denkst Du denn, ich hätte die Spitzen in meinen Koffer gepackt? ich hatte mir ein vortreffliches Mittel ausgedenkt, sie einzupacken; ich hätte sie unter meine Gewänder verborgen.“ — „Ein schönes Mittel! Die Douane hätte sie auch da ausfindig gemacht.“ — „Warum nicht gar? Meinst Du denn, eine anständige Dame würde einer solchen Inspektion unterworfen und von den Zollbeamten entkleidet?“ — „Ja wohl, meine Theuere, sie wird entkleidet, zwar nicht

von Behu
Spit
dem
wir
„Du
verfi
„W
ich h
B. .
Spit
daß
men
blick
verb
sten
fort.
Dou
einer
beme
rum
beda
Stu
wirft
lasse
man
und
freut
legte
siehe
die
zen
batte
flüß
sich,
unte
Erf
in ei
kleid
Man
Er
auße
um
Um
chen
ihm
abzu
kam
oft
daß

obrede
cei zu
seinen
wahr-
rechten

von den Zollbeamten, aber von zu diesem Behufe angestellten Frauen. Man hätte die Spitzen in Beschlag genommen, uns noch außerdem einen Prozeß an den Hals geworfen, und wir wären noch in starke Strafe verfallen.“ — „Du bist auch gleich gar zu ängstlich.“ — „Ich versichere Dich, meine Liebe, so käme es.“ — „Meinetwegen. Aber zu was dient dieser Streit, ich habe ja keine Spitzen gekauft.“ Als Herr B. . . fort war, trat der Kaufmann mit den Spitzen zu Madame B. . . ein, und sagte ihr, daß sie dieselben für den gebotenen Preis bekommen sollte. Madame B. trägt einen Augenblick Bedenken, nimmt aber doch die Spitzen verbirgt sie in den verborgensten und geheimsten Theil ihrer Kleidung. — Die Reise ging fort. Als das Paketboot im Angesichte von Boulogne war, konnte Madame B. . . sich einer gewissen Unruhe nicht erwehren; ihr Gatte bemerkte dies und sprach: Ich weiß wohl, warum Du eine so traurige Miene machst! Du bedauerst noch Deine Spitzen; aber in einer Stunde, wenn Du die Douane passirt hast, wirst Du nicht mehr bereuen, diesen Kauf unterlassen zu haben.“ An der Douane begnügte man sich mit einer oberflächlichen Untersuchung, und Madame B. . . wollte sich schon ganz erfreut zurückziehen, als Herr B. . . , der überlegte, daß er vor seiner Frau als Lügner dastehen und Unrecht haben würde, wenn nicht die Douane bei der Untersuchung mit der ganzen Strenge verführe, womit er sie bedroht hatte, ganz leise dem Zollinspektor in das Ohr flüsterte: „Die Dame führt Kontrebande bei sich, ich weiß es gewiß, lassen Sie sie sorgfältig untersuchen.“ Dieser Wink blieb nicht ohne Erfolg. Madame B. . . ward höflichst gebeten, in ein anstößendes Zimmer zu treten: man entkleidete sie und die Spitzen wurden gefunden. Man denke sich die Bestürzung des Herrn B. . . Er bezahlte die Strafe und die Kosten, und außerdem noch eine bedeutende Gratifikation, um fernere Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, beging die Douane noch die Indiscretion, ihm in Gegenwart seiner Frau laut ihren Dank abzustatten. Daß ihm dies bei dieser übel bekam, läßt sich denken. Ein Gatte thut daher oft Unrecht, wenn er seiner Frau beweisen will, daß er Recht hat.

Gatte,
aß Du
nicht,
Denkst
Koffer
Mittel
tte sie
„Ein
ich da
gar?
würde
d von
wohl,
r nicht

Aus dem Leben zweier preussischen Werber.

(Zur Zeit des siebenjährigen Krieges.)

Der Abend des fünften Novembers 1757 war bereits eingebrochen und die denkwürdige Schlacht bei Rossbach geschlagen, wo die Preußen zur Bewunderung von ganz Europa den glänzendsten Sieg über ein mehr als doppelt so großes Heer des Feindes erfochten hatten. — Fünfzigtausend Mann, größtentheils Franzosen, und außerdem noch aus kaiserlich-österreichischen Reichstruppen bestehend, unter dem Oberbefehl des französischen Marschalls, Prinzen von Soubise, waren gegen die preussische Heerschaar, welche sich, zwanzigtausend Mann stark, bei Rossbach unter Anführung Königs Friedrichs II. gelagert hatte, gerückt, „den Marquis von Brandenburg mit seiner Wachtparade“ — wie sie spöttelten — mit Mann und Maus durch einen Schlag zu vernichten.

Das französische Lager war, wie ein Zeitgenosse berichtet, groß und prächtig, alle Bedürfnisse, von den einfachsten bis zu den künstlichsten, in sich vereinend. Das der Preußen hingegen stand klein, ohne Prunk, unweit Rossbach, aber mit bewährten Kriegeren voll Muth und Ausdauer. Die Franzosen lühten 1500 Tode, 8 Generale, 250 Officiere und 6000 Gemeine als Gefangene, 63 Kanonen, 15 Standarten und 7 Fahnen ein, wogegen das preussische Heer nur 91 Tode und 274 Verwundete zählte.

Wenige Tage nach dieser denkwürdigen Schlacht war es, als zwei preussische Werber der Mindenschen Festungsgarnison durch das Weserthor gingen, zu lustwandeln, um des milden, sonigen November-Nachmittags zu genießen. Es waren die Werber-Untersofficiere Hecht und Sturm, ersterer noch ein Neuling im Werberdienste, letzterer schon ergraut darin. Sturm, obgleich schon ein halbes Jahrhundert an Jahren auf seinem Rücken tragend, schritt doch noch mit dem jüngsten Soldaten um die Wette; sein Schädel war kahl geworden bis auf einige wohlgepuderte Kanonenlocken hinter den Ohren und dem langen Zopfe, den Rücken herunterhängend; das Auge hatte das listige Jugendfeuer unter den greisen Wimpern behalten, und ein grauer Schnurrbart verbarg den zahnlosen Mund. Reich an List, Ränken und Kniffen galt er für den kundigsten und pfiffigsten Werberofficier, und während seiner 25jährigen Dienstzeit hatte er manchen Mann für Preußens Fahne geworben.

„Haußizen und Schnurrbärte!“ begann

Sturm, indem er seinen Schnurrbart strich, „jetzt wär's Zeit hinauszu gehen in's Nachbarland auf Werbung; Alles ist voll vom alten Fritz und seinem Siege bei Rossbach. Das junge Volk hört gern davon und beißt gierig nach dem Köder, wie die jungen Fische beim Gewitter.“

„Man hat Euch vielleicht auch so vor 25 Jahren gefangen,“ hob Hecht darauf an, „da ihr so sicher unter diesen Umständen auf einen reichen Fang für unser Regiment rechnet.“

„Nicht doch,“ Kamerad,“ erwiderte Sturm. „Ehrlich gestanden! Mit solchem Köder hat man mich nicht gefangen, Haubizzen und Schnurrbärte! Ich war ein ganz anderer Bursche. — Laß Dir's erzählen! Ich werde mich kurz fassen, bis zur Grenze wird die Geschichte wohl zu Ende sein. — Mein Vater — Gott hab' ihn selig — war ein strenger Mosje; er hielt mich zur Schule, ich mußte lernen, daß mir der Kopf so brummte. Kaum 17 Jahre alt, mußte ich hinaus und mir mein Brod selbst erwerben. Ich kam bei einem alten reichen Herrn als Schreiber in Dienst und mußte für ein Paar Thaler sitzen und schmieren, daß mir die Fingergelenke steif wurden. Vier schreckliche Jahre hielt ich aus, als der Gedanke in mir aufstieg, endlich diesem verhassten Joche zu entfliehen, um so mehr, da ich mich mit der Kammerfrau des Herrn in ein Liebesverhältniß eingelassen, welches, wie Karoline mir entdeckte, sich bald zu einer Heirath umgestalten mußte, da sie — na, Du verstehst mich.“ —

„Die Vaterfreuden und das ewige Schmieren am Schreibtische wollten mir jedoch nicht schmecken, und als der Alte in's Bad abgereist. Mamsell Karoline eines Tages nicht zu Hause war, benutzten ich und der Kutscher, ebenfalls ein junger Bursche, die Gelegenheit. Wir holten Wagen und Pferde, die der Herr daheim gelassen, aus dem Stalle, kleideten uns in unser's Herrn Kleider — Hut und Degen fehlten natürlich nicht — stiegen ein, und im Galopp ging's über die Grenze in ein benachbartes Reichsland, wo wir Jedem unbekannt, die Freiherren zu spielen begannen. Ich war der Baron von Schreiber, mein Kamerad der Baron von Ross. Ueberall, wo sich die schöne elegante Welt versammelte, fehlten die neugebackenen Barone nicht. Haubizzen und Schnurrbärte! das schwere Joch war gesprengt, Karoline — an die ich jetzt wohl oft mit Thränen denke — war vergessen, und frei und lustig ging's nun alle Tage. Ich war damals ein schmucker Bursche und machte beim Weibsvolke Glück.“

„Nach Sonnenschein folgt Gewitter, sagt das Sprichwort. Preussische Werber hatten bald ein Auge auf uns; sie durchschauten unsere Baronschaft. Allein wir rochen Lunte und entschlüpfen noch glücklich ihren Netzen, bis wir endlich unserm Geschicke doch nicht zu entrienen vermochten.“

„Im Bade * * * * machten wir die Bekanntschaft eines reichen Juden, der ungemein bösslich zu uns that und unsere nähere Bekanntschaft machen zu wollen schien. Wir ließen uns mit ihm ein und bald kam uns sein Anerbieten: uns Geld vorzuschießen und seinem Wein und seinem Tische tüchtig zuzusprechen, gar herrlich gelegen, und wir lachten schon in's Fäustchen, wie unser Freund mit langer Nase abziehen müsse. Aber Haubizzen und Schnurrbärte! das Jüdchen war geschliffener als die beiden Barone. Ost schon hatte er wie durch Zufall das Gespräch auf das herrliche Leben in der preussischen Armee geleitet; endlich ging er weiter, und stellte uns vor, solche Herren wie wir, könnten ohne Weiteres Hauptmannspatente erhalten, würden mit offenen Armen aufgenommen werden. Unsere Baronschaft ging mit der Heimkehr unseres Herrn aus dem Bade, die noch dazu nahe bevorstand, zu Ende, und die Aussicht, selbige mit einer Hauptmannsstelle zu vertauschen, schien uns ganz annehmbar. Nach flüchtiger Ueberlegung ließen wir uns merken, daß wir wohl diesen Vorschlag annehmen würden, und siehe — nicht lange darauf brachte unser Jüdchen einen stattlichen Mann in glänzender Uniform mit, den er Oberst nannte; die Barone zappelten an der Angel.“

„So wollen Sie dienen, meine Herren?“ fragte der Herr. „Leute wie Sie, sind meinem Könige willkommen. Sie haben nur zu wählen, bei der Infanterie, bei der Cavallerie, Husarenrittmeister oder Grenadierkapitain? Mein Genosse konnte sich nicht länger halten: Dragonerkapitain! rief er und war entzückt, als ihm der Oberst sogleich das Patent hinwarf, worin er nur noch seinen Namen eintrug. Husarenrittmeister! rief ich und steckte das Patent in die Tasche. — Nach des Obersten Aeußerung, daß man von Leuten unseres Standes erwarte, die Reise zur Armee auf eigene Kosten zu machen, erhielten wir Paß und Route bis zum ersten preussischen Grenzorte, wo wir dort beim Commandanten die Namen unserer Regimenter erfahren sollten, zu denen wir dann sogleich abgehen müßten.“

„Der Dragonerkapitain Baron von Ross und

der K
waren
ihrer
vorbei
Hände
glückli
Sie st
Die
er me
„U
König
vor de
— sie
weiter
Gage
Oberst
„W
danten
einen
einen
Ohne
er ein
unter
und b
da wir
Wir k
unsere
— m
buben
gewor
durchg
in Fri
Pulver
wahre
aufriff
mit d
überli
der C
verkau
senden
ehema
uns A
in das
und C
Male
Stoek
mag;
bald j
Seele
schritt
zig, i
Mein
quit a

der Husarenrittmeister Baron von Schreiber waren selig, und subren des andern Tages zu ihrer Bestimmung ab, dem Hause des Juden vorbei; er lag im Fenster, winkte mit beiden Händen, lachte aus vollem Halse und rief: glückliche Reise, meine Herren Barons, lassen Sie sich's gut geben und vergessen sie mich nicht. Die Canaille höhnte uns aus und wir dachten, er meinte es redlich mit uns."

"Auf der Reise wurde flott gelebt, wie es Königl. preuß. Officieren geziemt. Eine Stunde vor dem Grenzorte untersuchten wir unsere Kasse — sie war leer; dies genirte uns lustige Vögel weiter nicht, denn wir gedachten der baldigen Gage, Compagniegelder ic., welche uns vom Oberst versprochen worden waren."

"Wir kamen an, meldeten uns beim Commandanten und übergaben unsere Patente. Er warf einen spöttischen Blick auf uns, dann sah er in einen Brief, der neben ihm auf dem Tische lag. Ohne uns weiter eines Wortes zu würdigen, rief er einen Unterofficier herbei und befahl ihm, uns unter die neu angekommenen Rekruten zu stecken, und beim Exerciren die Fuchtel nicht zu sparen, da wir ein Paar durchtriebene Hallunken seien. Wir beriefen uns auf unsere Baronschaft, auf unsere Patente. Himmelhunde! subr er uns an — meint ihr, man kenne euch nicht? Spitzbuben und Lumpen seid ihr, die die Livree abgeworfen, die mit des Herrn Kutsche und Pferden durchgegangen sind. An den Galgen gehört ihr in Friedenszeiten, im Kriege seid ihr Futter für's Pulver, und dabei nannte er uns bei unsern wahren Namen, wonach wir gewaltig die Augen aufrißen. Wir sahen ein, daß uns der Jude mit dem Handgelde traktirt, uns schmäblich überlistet hatte. Als man uns abführte, gab der Commandant Befehl, Wagen und Pferde zu verkaufen und die Summe unserm Herrn zuzusenden. — Der strenge Rekrutendienst wollte den ehemaligen Baronen nicht schmecken, wir konnten uns Anfangs gar nicht in das Samaschenwesen, in das Commisleben finden. Aber Haubitzen und Schnurrbärte! da lernte ich zum ersten Male den mächtigen Eindruck kennen, den der Stock auf die Seele des Menschen zu üben vermag; durch des Stockes gewaltige Wirkung war bald jede Erinnerung an meinen Adel aus meiner Seele verschwunden; ich machte reizende Fortschritte in der Kunst des Ein- und Zweiundzwanzig, im Schwenken, Gewehrpräsidenten u. s. w. Mein Commisbrod fing an mir schön wie Bisquit zu schmecken, und bis heute bereue ich es

noch nicht, Soldat geworden zu sein. Nur die Geschichte mit der Karoline spukt mir noch immer im Kopfe herum, die ist es, die mich schon trüb gestimmt; ich möchte wissen, ob sie und die Frucht unserer Liebe noch am Leben; — ich möchte wohl gut machen, was ich damals leichtsinniger Weise verschuldet habe. Wir waren uns gut, und begegnete sie mir heute auf meinem Lebenswege, unverheirathet oder als Wittwe, gleichviel, ich glaube, ich könnte mit meinen Paar Thalern, die ich mir erspart, den dummen Streich begehen und sie vom Flecke wegheirathen."

Hiermit hatte Sturm seine Lebensgeschichte beendet und die Grenze war erreicht. — Sturm und Hecht beschlossen nun ihre Wanderung auf Werbung anzutreten. Als Maske, worin sie aufzutreten wollten, ward die Kleidung zweier Quacksalber gewählt, und als der Abend hereindämmerte, trafen sich Beide wieder am Thore in hellblauer Jacke und gleichfarbigen Beinkleidern, in einen alten Mantel gehüllt, eine schäbige Pelzmütze auf dem Kopfe und einen Kasten mit Medicamenten, Pflastern, Salben, Pillen ic. auf dem Rücken. Sie nahmen ihren Weg nach dem Lippeschen, wo sie in der, an der Landstraße belegenen Herberge „zum grünen Strauch,“ zu übernachten beschloffen.

Noch hatten die beiden Werber nicht ganz die Herberge erreicht, als ihnen kurz vor demselben 3 Kerle von wildem Ansehen begegneten, die ebenfalls ihren Weg nach dem grünen Strauch richteten.

Alle fünf betraten fast zu gleicher Zeit das Wirthshaus. Nachdem die beiden Werber ihre durchnästen Mäntel zum Trocknen aufgehängt, sich's bequem gemacht hatten, verspeisten sie ihr Abendbrod und wollten der Ruhe pflegen. — Die 3 wilden Kerle indes lärmten und tobten beim Bierkrug und schienen noch lange nicht daran zu denken, sich mit dem Schläse vertraut zu machen.

Endlich hob einer, der größte von ihnen an: „jetzt ist es Zeit, kommt!“ und im Nu waren die wilden Gesellen zur Thüre hinaus.

„Haubitzen und Schnurrbärte! das war ein herrlicher Kerl!“ flüsterte Sturm seinem Gesährten zu, „an 6 Fuß fehlt gewiß kein Zoll, eine wahre Zierde des Regiments. Ein kapitaler Fang!“

„Frau Wirthin,“ fragte Hecht, „was waren das für Leute?“

„Kenne sie nicht,“ lautete die Antwort. „Sind zum Erstenmale hier eingekehrt.“

Kurze Zeit flüsterten die Quacksalber noch mit einander, bezahlten dann ihre Zeche und machten sich auf, aus der Ferne die 3 wilden Gesellen auf's Korn nehmend.

Ein Pacht Hof lag nicht fern von der Herberge, und die beiden Werber sahen, wie die 3 Kerle ihren Weg dorthin nahmen; Beide folgten ihnen von fern, von dem Dunkel begünstigt.

„Ahnet mir recht, begann Sturm, „so führen die Drei nichts Gutes im Schilde. Schau, wie sie um den Pacht Hof herum schleichen. Laß uns hier hinter den dicken Baumstämmen halten und warten, was sich weiter begiebt.“

Plötzlich fiel ein Pistolenschuß, dem ein zweiter folgte. Angstgeschrei von Frauen erscholl und die Fenster des Pacht Hofes wurden hell. Sturm und Hecht rissen Pistolen und Säbel unter ihrer Verkleidung hervor und stürzten hinzu. Als sie die Thüre des Hauses geöffnet, gewahrten sie die drei wilden Kerle, wie sie eben beschäftigt waren, eine ältliche und eine junge Dame an Händen und Füßen zu binden. Kräftig wurden die 3 Spitzbuben von Sturm und Hecht beim Kragen ergriffen und niedergedrückt; der dritte indes wollte entweichen, hieb auch nach Hecht, ward aber von den herbeigeeilten Bauern, die mit Mistgabeln und Beilen bewaffnet waren, bei der Thür ergriffen und zu seinen Genossen gestoßen.

Die beiden Frauen waren bald von ihren Stricken befreit. Dieselben Fesseln wurden in größter Eile von den Werbern und den Bauern um Hände und Füße der drei Gauner geschnürt, die nach einem Schuppen geschleppt, dort bis zum frühen Morgen campiren sollten, um dann der Gerichtsbarkeit der nächsten Stadt überliefert zu werden.

Thränen der Freude rollten beiden Frauen über die Backen, als sie wieder zu sich gekommen waren. Dankbar warfen sich beide an die Brust der beiden Werber; die ältere lag an Sturm's, die jüngere an Hecht's Halse — der erstere hielt seine frühere Geliebte Karoline — letzterer seine in Minden gemachte Bekanntschaft, seine Elise, das Kind der Liebe aus Sturm's und Karolines frühesten Liebe entsprossen, in den Armen.

Karoline hatte sich 3 Jahre nach Sturm's Flucht mit einem Pacht im Lippeschen verbunden, der aber nach 10 Jahren schon gestorben war. Elise bei ihrer Tante in Minden auf Besuch, hatte dort Hecht kennen gelernt und

sah heute zum ersten Male den Gegenstand ihrer Liebe wieder.

Sturm und Hecht nahmen ihren Abschied als preussische Werber, nachdem dieser um Karoline, jener um Elise geworben und freudig Beider Antwort erhalten hatten; sie bewirthschafteten fortan das neu erworbene Gut gemeinschaftlich und gedachten noch oft der letzten Wanderung auf Werbung, die, wie keine frühere, für sie so heilbringend geworden war.

Die Kirche des heiligen Petrus zum Glas Wasser.

In einem heißen Nachmittage im Sommer 1815 trat der alte Pfarrer von St. Peter, einige Meilen außer Sevilla, schweißtriefend in seine arme Hütte, wo ihn Frau Margarithe, seine gute siebenzigjährige Haushälterin erwartete. Ob schon schlechte Hütten in Spanien keine Seltenheit sind, so erregte es doch Bedauern und Mitleiden, die Hütte dieses armen Geislichen in einem gar so elenden Zustande zu erblicken. Frau Margarithe war gerade beschäftigt, ihrem guten Herrn ein Abendessen zu bereiten: es bestand in einer Schüssel voll Eingemachtes, welches aus den Ueberbleibseln der Mittagsmahlzeit bestand. Der Pfarrer sah mit dem leuchtenden Blicke eines Hungrigen darauf und sagte: „Gott sei Dank, Margarithe, da ist ja ein Schüsselchen, das einem das Wasser in den Mund treibt. Beim hl. Peter! mein Kamerad! da darfst du wohl mehr als einen Rosenkranz beten, daß dir da ein so gutes Nachtessen entgegenläuft.“

Bei diesen Worten erhob Margarithe ihre Augen und erblickte einen Fremden, welchen der Pfarrer mit sich gebracht hatte: ihre Miene verkündete Zorn und Verachtung, sie warf einen Blick auf den Fremden und heftete dann ihr Auge auf den Pfarrer, welcher verlegen und begütigend zu ihr sagte:

„Ei! wo Zwei essen, ist auch der Dritte. Du wirst nicht wollen, daß ich einen armen Christen, der zwei Tage nichts mehr genoß, vor Hunger umkommen lasse?“

„Lieber Gott, welch' eine Race von Christen, sagt doch lieber Straßenräuber.“ Mit diesen Worten verließ sie murrend das Zimmer.

Während dieser unangenehmen Scene war der Gast des Hausherrn unter der Thürschwelle gestanden: er war ein Mann von hoher Statur in zerfertigter staubiger Kleidung, zwei schwarze leuchtende Augen rollten in ihren Höhlen und

ein schwerer Karabiner lag in seiner Hand, so daß sein Anblick nicht geeignet war, Vertrauen und Zuneigung zu erwecken.

— „Muß ich mich entfernen?“

Mit heftiger Bewegung versetzte der Geistliche: „Keiner, der unter mein Dach tritt, soll ohne Gastfreundschaft mich verlassen; Jeder sei mir willkommen. Kommt legt euere Waffe ab, und setzt euch zu Tische.“

— „Ich trenne mich nie von meinem Gewehre. Wie das kastilianische Sprüchwort sagt: „Zwei Freunde machen Eins,““ so ist auch dieses mein bester Freund, ich will es zwischen den Knien behalten.“

Der Pfarrer von St. Peter war, um die Wahrheit zu sagen, ein Mann von gutem Appetite; er erstaunte darum nicht wenig über die Gefräßigkeit seines Gastes, welcher den Inhalt der Schüssel mehr verschlang als aß, und nach geleertter Platte auch nicht die kleinste Krume von dem großen Brode übrig ließ, welches auf dem Tische gelegen. Und indem er so mit Heißhunger aß, blickte er mit unruhigem Auge hin und her: er erschrak beim kleinsten Geräusche, und als durch Zufall der Wind ein Fenster aufriß, sprang er auf, ergriff seinen Karabiner und setzte sich in die Stellung eines Menschen, der sein Leben zu verteidigen bereit ist. Wie er sich jedoch überzeugt hatte, daß es nichts wäre, saß er wieder zu Tische.

„Setz“, sagte er mit vollen Backen, „möchte ich euch noch um etwas bitten. Ich bin in einem Schenkel verwundet, und seit acht Tagen trage ich die Wunde, gebt mir irgend einen alten Lumpen, und dann will ich weiters.“

— „D ich suche euch nicht von hier zu entfernen,“ versetzte der Geistliche mit gütigen Worten, „ich verstehe auch meinen Theil in der Chirurgie, und ihr werdet sehen, daß ich mehr weiß als ein bloßer Dorfbarbier. Ihr könnt dann Charpie und dergl. genug haben; laßt mich aber nur machen.“

Er zog hierauf aus einem Wandschrank eine Schachtel hervor, in welcher allerlei durcheinander lag, kühlte die Aermel hinauf und schickte sich an, den Wundarzt zu machen. Die Wunde des Fremden war tief: eine Kugel hatte seinen Schenkel durchbohrt, und er bedurfte deshalb zur Fortsetzung seiner Reise großer Kraft und außerordentlichen Muthes.

— „Ihr könnt die Reise unmöglich fortsetzen,“ sagte der Pfarrer mit wichtiger Kennzeichnung nach Besichtigung der Wunde. „Ihr müßt

bier übernachten: eine ruhige Nacht würde euch stärken, die Entzündung.“

— „Ich kann nicht,“ sagte der Unbekannte aufspringend, „ich muß fort, und das auf der Stelle. Ich habe Jemanden, der mich erwartet,“ sagte er mit schmerzlichem Seufzer, „und Jemanden, der mich sucht,“ setzte er mit wildem Blicke bei. „Habt ihr den Verband geendigt? Nun gut! Schaut, da sieh' ich ja, als wäre ich nie getroffen worden! Gebt mir noch ein Brod und nehmt dies Goldstück für euere Güte, lebt wohl!“

„Ich bin kein Birth und verkaufe meine Gastfreundschaft nicht um Geld,“ sagte wie beleidigt der Pfarrer und wies die Münze zurück.

— „Nun, wie ihr wollt!! lebt wohl, guter Priester!“

Hiermit nahm der Fremde das Brod, welches ihm Margarithhe auf Befehl ihres Herrn, aber nicht ohne Unwillen verabreichte, und verschwand bald darauf im Gebüsch, welches die Hütte des Pfarrers umgab.

Eine Stunde später hörte man lebhaftes Musketenfeuer; in's Zimmer des Pfarrers wankte der Fremde blutbesudelt, in die Brust getroffen und todtbleich im Angesichte.

Er sank nieder, und stammelte, indem er dem Pfarrer eine Börse reichte: „Nehmt das... meine Kinder... dort im Gebüsch... beim Waldstrome...“

Da traten spanische Soldaten ein, banden den Unglücklichen, ohne daß er sich widersetzte und erlaubten dem Pfarrer, die Wunde des Schwergetroffenen zu verbinden. Umsonst bemühte sich der gute Mann, ihnen begreiflich zu machen, welcher Gefahr sie den Armen ansetzten, wenn sie ihn abführten: sie aber warfen ihn auf einen Karren: „D, riefen sie, „was liegt daran, ob er jetzt stirbt oder am Galgen, der ihn erwartet; er ist Niemand anderer als der berühmte Straßenräuber Jose!“

Jose dankte dem Pfarrer mit einer leichten Kopfneigung: er bat ihn noch um ein Glas Wasser, und fragte mit leiser Stimme, als ihm derselbe den Becher an die Lippen hielt: „Habt ihr mich verstanden?“

Der Pfarrer nickte bejahend.

Als das Militär mit dem Gefangenen abgezogen war, machte sich der Pfarrer auf, in den Wald zu gehen. Margarithhe machte alle möglichen Einwendungen dagegen und stellte ihm die Gefahren vor, die vielleicht auf ihn lauerten; der alte Pfarrer aber ließ sich nicht abschrecken



Die Kirche des hl. Petrus zum Glas Wasser.

und
welch
Dort
Frau
war,
Leiche
die W
aufzu
Ma
Stau
Pfarr
„D
rer?
und i
noch
sind d
Straf
einma
Da
„M
dies
Amm
zehn
wenig
wärm
Sie
nahm
es du
Milch
Na
hatte,
Prob
einem
Kleid
bereite
im ga
die Ri
Vater
—
Grün
einma
diese
Un
las m
—
aus d
Wasse
verlie
—
Am
Prie
fie die
Es

und ging in's Gebüsch, dem Waldstrome zu, welcher in kleiner Entfernung vorbeirauschte. Dort fand er nach einigem Suchen eine junge Frau, deren Brust von einer Kugel durchbohrt war, ein Säugling schlief noch im Arme der Leiche und ein Knabe von etwa vier Jahren zog die Mutter am Arme, um sie, wie er meinte, aufzuwecken. . . .

Man kann sich nicht vorstellen, welch' ein Staunen Margaritben ergriff, als sie den Pfarrer mit zwei Kindern zurückkehren sah.

„D alle Heilige! Was gibts da Herr Pfarrer? . . . Wir haben ja selbst kaum zu leben und ihr bringt noch zwei Kinder? So muß ich noch vor den Thüren für uns betteln. Und wer sind diese Kinder? Kinder von Bagabunden und Straßenräubern, ja ich wette, sie sind noch nicht einmal getauft.“

Da fing das kleinere Kind an zu schreien.

„Wie wollt ihr es anfangen, Herr Pfarrer, dies Kindlein zu erhalten, wir sind zu arm, eine Amme zu kaufen. Heilige Jungfrau! es ist kaum zehn Monate alt. Zum Glück habe ich noch ein wenig Milch in der Küche, ich will sie schnell wärmen.“

Sie vergaß ihres Unwillens und Abscheues, nahm das Kind auf die Arme und beschwichtigte es durch allerlei Liebkosungen; kochte dann die Milch und gab sie ihm langsam zu trinken.

Nachdem sie das Kleine auf ein Bett gelegt hatte, gab sie den Ueberrest der Milch nebst etwas Brod dem ältern Knaben und suchte dann von einem Mantel des Pfarrers und andern alten Kleidungsstücken auch für ihm eine Art Bette zu bereiten. Der Pfarrer folgte ihr auf jeden Schritt im ganzen Zimmer nach und erzählte ihr, wie er die Kinder gefunden, und wie ihr unglücklicher Vater sie ihm anempfohlen hätte.

— „Das sind freilich schöne und triftige Gründe, murrte Margaritbe; vor Allem thut einmal Noth, zu wissen, auf welche Art wir diese Kinder und uns erhalten können!“

Und der Pfarrer öffnete das Evangelium und las mit lauter Stimme:

— „Wahrlich sage ich euch, wer immer Einem aus diesen Kleinen auch nur einen Trunk frischen Wassers reichen wird, der wird seinen Lohn nicht verlieren.“

— „Amen,“ versetzte Margaritbe.

Am folgenden Tag beerdigte der barmherzige Priester die ermordete Frau, und sprach über sie die üblichen Gebete.

Es kam der Winter 1827. Eines Nachmit-

tages saß der fast achtzjährige Pfarrer vor der Thüre seines armen Häuschens und wärmte sich in den Strahlen der Sonne. Diese strahlte wieder einmal hellen Glanzes nach mehren trüben Tagen: bei den Füßen des Pfarrers saß ein etwa zwölfjähriger Knabe und las in dessen Brevier mit lauter Stimme, sah aber bisweilen mit neidischen Augen hin nach einem großen, kräftigen Jünglinge von ungefähr sechszehn Jahren, welcher emsig in einem kleinen Gärtchen neben dem Hause arbeitete. Margaritbe, hochbejährt und den Schirm ober den blöden Augen, hörte zu.

In diesem Augenblicke vernahm man das Rasseln einer Kutsche, welche bald darauf sichtbar wurde. Der Knabe fuhr freudig in die Höhe und rief: „D welch' schöne Kutsche!“

Unterdessen fuhr eine prachtvolle Kutsche mit vier Pferden von Sevilla her nach St. Peter und hielt gerade vor der Hütte des Pfarrers. Ein reich in Gold und Scharlach gekleideter Diener stieg ab, trat zum alten Geistlichen hin und bat ihn um ein Glas Wasser für seinen Herrn.

„Karl,“ sagte der Pfarrer zum jüngern Knaben, gebe, hole einen Becher frischen Wassers für diesen Herrn, und auch einen Becher Wein, wenn er ihn annimmt. Aber mache hurtig.“

Indem der Kleine, den Befehl auszuführen, fortging, stieg der fremde Herr aus dem Wagen: er schien ein Mann von fünfzig Jahren und war vornehm gekleidet, eine goldene Uhrkette hing um seinen Hals und ein prachtvoller Brillant funkelte in der Brustnadel.

„Sind diese Knaben Euere Verwandte? fragte er den Pfarrer.

— „Wehr, mein Herr, es sind meine Söhne. . . Adoptivöhne, das versteht sich.“

„Wie das?“

— „Das werde ich gleich erzählen; einem so großen Herrn, wie ihr seid, kann ich nichts verhehlen, und dann bin ich arm und altersschwach, ohne Weltkenntniß und bedarf daher wohl eines guten Rathes, wie und auf welche Weise ich es etwa angeben könnte, das Glück meiner lieben Söhne zu gründen.“

Nun erzählte er dem Herrn die ganze Geschichte der Knaben, wie wir sie bereits schon kennen.

— „Was würdet ihr mir also wohl anrathen zu thun?“ fragte beim Schlusse der Mittheilung der gute Pfarrer.

— „Sie sollten königliche Pagen werden, und damit sie im Stande wären, Ansehen zu haben



Die Kirche des hl. Petrus am Glas Wasser.

ein
fate
—
mag
—
neu
ein
Her
geb
Se
La
gut
den
—
wel
St
—
Ri
Jo
den
bän
Pa
ich
un
da
gle
—
au
M
sch
He
che
wi
erg
den
G
—
un
—
au
sch
ni
—
vo
ih
L
—
ber
M
M
U

ein Haus zu machen, sollten sie viertausend Dukaten Einkünfte besitzen."

— "Ach! ich frage um einen guten Rath und mag keine Scherze, mein Herr!"

— "Und dann wäre es nöthig, euere alte Kirche neu und prächtig aufzubauen und neben derselben ein schönes großes Haus nebst Capeln für den Herrn Pfarrer, mit einem eleganten Sitter umgeben, das Alles wohl schließe und wohl anstehe. Seht einmal her, ich habe den Plan dazu in der Tasche: schaut, scheint er euch nicht gut, sehr gut entworfen? Dem Gebäude geben wir dann den Namen: St. Peter zum Glas Wasser!"

— "Was soll das Alles, mein Herr?.. Doch welche Aehnlichkeit... diese Züge... diese Stimme..."

— "Das will sagen, ich bin Don Jose della Ribeira, und daß ich einst vor zwölf Jahren Jose der Straßenräuber war, und dann aus dem Gefängnisse entfloß. Aus einem Räuberhauptide bin ich das Haupt der herrschenden Partei geworden, das Glück hat mich begünstigt, ich bin reich und mächtig. Ihr waret mein Wirth und der gute Vater meiner Kinder. Machtet, daß sie sogleich kommen, mich zu umarmen, aber gleich..."

Und mit diesen Worten breitete er seine Arme aus, in welche sich die zwei Knaben warfen.

Mit dem ganzen Ergusse väterlicher Zärtlichkeit schloß er seine wiedergefundenen Kinder an sein Herz, er weinte vor Freude und sprach abgebrochene und halbe Worte. Dann, nachdem er sich wieder gesammelt hatte, ging er zum Pfarrer, ergriff dessen Hand und sagte: "Seid ihr zufrieden, mein guter Vater, mit der Kirche zum Glas Wasser?"

Der alte Mann kehrte sich zu Margarithen und sagte mit lauter Stimme:

— "Wahrlich sage ich euch, wer immer Einem aus diesen Kleinen auch nur einen Trunk frischen Wassers reichen wird, der wird seinen Lohn nicht verlieren."

— "Amen," sagte die alte Frau und weinte vor Freuden über das Glück ihres Herrn und ihrer Pflegsöhne und vor Schmerz über die nahe Trennung von denselben.

Nach einem Jahre kamen Don Jose della Ribeira und seine zwei Söhne, und wohnten der Weiße der Kirche des heil. Petrus zum Glas Wasser bei, eine der schönsten Kirchen in der Umgebung Sevillas.

1324, 1372 und 1548, die Jahre des Ruhms der Stadt Konstanz.

Als im vierten Jahrhunderte die in unserer Gegend wohnenden Alemanen ihre Einfälle in die römischen Provinzen (Helvetien und Gallien) immer mehr und mehr wiederholten, so wurde Constantinus Chlorus gegen sie gesandt. Dieser schlug sie und baute am Oberrhein, um die Grenzen zu sichern, mehrere Kastelle, worunter auch Konstantia. Doch dieser Sieg war von keiner Dauer. Das römische Reich mußte endlich unter den Streichen der Deutschen erliegen und es konnten nun die Alemanen ungestörten Besitz von Schwaben und Helvetien nehmen. Diese wurden später wieder von den damals schon christlichen Franken besetzt, welche sich bemühten, das Christenthum einzuführen. Die begünstigten christlichen Priester ließen sich nun natürlich am liebsten in den römischen Pflanzstädten und Kastellen, deren Einwohner schon von Römerszeiten her Christen waren, nieder und verbreiteten von da aus vermittelst der Civilisation ihre Herrschaft; und so kam es, daß diese Orte unter dem Krummstabe schnell emporblühten, später aber, nachdem er zum brüchenden Herrscherstabe geworden, unter ihm schmachteten, bis endlich der Erlösungstag, der Tag der deutschen Städtefreiheit graute.

Nachdem Bischof Maximus von dem zerstörten Bindonisse (Windisch) seinen Sitz dieber versetzte, so wuchs die kleine Villa unter ihm und seinen Nachfolgern derart empor, daß sie schon im achten Jahrhunderte in der Reihe der süddeutschen Städte erscheint, und so lebte Konstanz während eines halben Jahrtausend unter dem milden Stabe seiner Bischöfe in kindlicher Einfalt glücklich und froh. Doch, nachdem dieser allzusehr sich in die weltlichen Verhältnisse gewunden, und zu einer Alles erdrückenden Riesenschlange ward, nachdem die Bischöfe aus milden Priestern rohe Tyrannen geworden, so suchte es sich von diesen loszumachen.

Als nach Friedrich III. Tod sich das Reich in zwei Parteien schied, wovon die eine Friedrich von Oesterreich, die andere Ludwig den Baier zum Kaiser wählen wollte, da ergriff unsere Vaterstadt mit andern Städten Oberschwabens jene des Letztern. Friedrich, seine Feinde bekriegend, eilte ungeahnt auf Abwegen heran, und in grauer Morgendämmerung im Jahre 1324 drang der Vortrupp seines Heeres, nachdem in dunkler Nacht das Thor heimlich geöffnet, in die

Stadt, um die wichtigsten Punkte schnell zu besetzen. Ein Schmied, der sich früh in seine Werkstätte begab, gewährte die Feinde und machte Lärm. Alles griff zu den Waffen. Ueber 100 Mann der Hereingedrungenen wurden allein bei dem damals schon stehenden Rosengarten erschlagen, und der mit Uebermacht herandrängende Feind zurückgeworfen. Die Straße, in der dies Gemetzel vorfiel, erhielt von dieser Waffenthat den Namen Mordgasse (die heutige Augustiner-gasse). Dafür ward vom Papste, der es mit Friedrich hieß, das Interdikt über die Vaterstadt ausgesprochen. Ludwig aber, der indessen den Kaiserthron bestieg, lobt ihre Anhänglichkeit mit einem Freibriefe, der sie von ihrer Abhängigkeit vom Bischöfe beinahe gänzlich befreit und die Quelle ihrer Reichsfreiheit wird. Und diese Zeit darf man füglich als den ersten Glanzpunkt in der Geschichte der Vaterstadt betrachten.

Nachdem unsere Vorfahren die Freiheit gekostet, so konnte ihnen natürlicherweise das ausschließliche Regiment der Patricier nimmer gefallen, weshalb sie 19 Jahre später, am 12. Januar 1342, die Geschlechter vertreibend, sich den Besitz der städtischen Aemter und Würden erkämpfte. Unsere Ahnen, stets gut und treuherzig, wie noch heute ihre Enkel, der Michel, erlaubten dem Adel die Rückkehr, der wie es sich von selbst versteht, zum Lohne dafür die schwere Last der Regierung den Bürgerlichen wieder abnahm. Wie früher konnten nur wieder die Geschlechter zu Ehren und Würden gelangen. Auch der Bischof Heinrich von Brandis, schändlichen Angebens, wollte seinem Stabe wieder die alte Macht verschaffen und suchte gegen den Freibrief des verstorbenen Baiers bei dem neuen Kaiser, dem un deutschen Karl dem IV., eine Urkunde auszuwirken, wonach ihm und seinen Nachfolgern das frühere Herrscherrecht über die Stadt Konstanz wieder zugesprochen ward. Doch dieses wie jenes Joch ließen sich die Bürger nimmermehr gefallen. Am 9. Dezember 1370 verjagten sie zum zweitenmal den Adel und 1372 zwangen sie den grausamen Brandis, der in der Fehde gegen ihn einem hiesigen Bürger die Augen austreichen ließ, für sich und seine Nachkommen auf immer den Territorialansprüchen auf Konstanz gänzlich zu entsagen, und so wurde dieses eine völlige reichsunmittelbare Stadt, und dies ist der zweite Lichtpunkt in unserer Geschichte.

Da ich nur von den Thaten unserer Väter und nur von ihren Großthaten zu sprechen habe, so kann ich, ohne eine Lücke zu lassen, das 15te

Jahrhundert überschreiten und sogleich auf die Reformationszeit übergehen.

Auch Konstanz huldigte der Reformation und schloß sich Anfangs, zur Lehre Zwinglis bekennend, an Zürich und Bern, später aber, nachdem es von diesen verlassen ward, an die der Lehre Luthers zugethanen deutschen Städte und Fürsten, mit welchen es auf dem Reichstag zu Augsburg sein Glaubensbekenntniß ablegte und in den schmalkaldischen Bund trat.

Der orthodoxe Kaiser Karl der V., sein und des Reiches Interesse verkennend, war der neuen Lehre feind und wollte Alles wieder in den alten Zustand setzen, weshalb er auch unserer, ihm längst mißfälligen Stadt gebot, das Interim anzunehmen, was diese aber standhaft zurückwies. Sie wurde deswegen in die Reichsacht erklärt und Alphons de Vives beauftragt, sie mit seinen Spaniern zum Gehorsam zu bringen. Unversehens zeigten sich diese den 6 August 1548 unweit dem nahen Dorfe Wollmatingen, von wo aus sie gegen die Stadt zogen. Da warf der Magistrat, unter dem Befehle des Hauptmanns Sebastian Kalt, zweihundert Bürger in die Vorstadt Petershausen und commandirte den Hauptmann Gallus Behr mit drei bürgerl. Compagnien in's Paradies. Die Feinde stürmten heran und wurden zum Empfange mit blutigen Köpfen von den Wällen Petershausens getrieben. Doch endlich mußte die herabgeschmolzene tapfere Schaar weichen und sich kämpfend an die Rheinbrücke zurückziehen. Allein da hieß es: „bis hier, ihr Spanier, und nicht weiter.“ Der edle Kalt mit den Seinigen, entschlossen lieber zu sterben, als die Stadt dem Feinde Preis zu geben, befiehlt den Bürgern, die am andern Ufer schon des Kampfes harren, die Brücke hinter ihm abzuschlagen. Und die dem Tode Geweihten kämpfen wie Löwen, während in die Bogen die Joche fallen und sie von Allem, was ihnen lieb und werth, auf immer und ewig trennen. Denn

„Allem muß der Mann entsagen,
 Will er für das Höchste ringen,
 Darf nicht eigenem Schmerze klagen;
 Muß Gefühle niederzwingen
 Die den Wufen süß durchstiegen,
 Muß den theuren Heerd verlassen,
 Und die Flur, die ihn geboren:
 Muß entsagen seinem Hassen,
 Wie dem Freund, den er erkoren;
 Muß vom holden Liebchen scheiden,
 Ohne Wiedersehens Hoffen,
 Auf dem Pfad zu Tod und Leben,
 Wo ihm Gräber gähnen offen:

Muß aus blumigen Gefilden ohne Leben, ohne
Bangen

In des Dunkels Gräfte steigen, sollt' es Water-
land verlangen.

Aus dem »Kämpfer« in den »Liedern vom Boden-
see« pag. 156.

Jetzt ist sie gerettet, die theure Vaterstadt;
jetzt ladet ein der freiwogende Rhein die Tapfern
in's kühle Fluthengrab, und freudetrunken ob
dieser That, ergreift noch jeder der wenigen
Helden, die am Leben sind, einen hispanischen
Krieger und stürzt sich hinunter mit ihm in die
schäumenden Wogen.

Tief in kühler Fluth gebettet,
Ruh'n, Konstanz, deine Helden,
Die dich sterbend einst gerettet!
Doch kein Denkmal seh ich melden
Jene That, fast ohne Gleichen,
Selbst kein Kreuz, von Rost zerfressen,
Zeugt davon in düster'm Schweigen,
Daß die That man nicht vergessen;
Doch des Rheines Silberwogen
Wölben über deine Söhne,
Hoch, in wirbelndem Getöse,
Immergrüne Siegesbogen;

Aus dem »Opfertode« in den »Liedern vom Boden-
see« pag. 216.

Die Spanier, welche mit solchem Nachdrucke
begegnet wurden, hatten keine Lust zu einer Be-
lagerung, sondern entschlossen sich zum Abzuge.

Dies ist der dritte und letzte Glanzpunkt der
ebemals freien Vaterstadt; denn mit ihren Hel-
densöhnen starb auch ihr Muth und ihre Kraft.
Die Freude ob des errungenen Sieges war für
die ihrer entschiedensten Männer beraubten Bür-
gerschaft nur von kurzer Dauer. Karl V. be-
harrte auf dem Interim und wollte bevor dieses
angenommen von keiner Ausöhnung etwas hören.
Da brach der Muth der Magistrate und der
kleine und große Rath, wie auch die Zünfte,
beschlossen, in Erwägung, daß sich auf des Rei-
ches Seite Niemand der bedrängten Stadt an-
nehme und von den eidgenössischen Nachbarn die
Hülfe verlag worden seie, das Interim an-
zunehmen und sich auf Gnad und Ungnad dem
Kaiser zu ergeben. Da half es nichts mehr, daß
baldige Hülfe von den protestantischen Fürsten
versprochen ward, nichts, daß ein Reichsvogt
v. Blarer, ein Rathschreiber Georg Vögelin,
ein Hauptmann Sebastian Bohr, ein Peter Lab-
bart und noch mehrere andere hochherzige Män-
ner — die später alle auswanderten — zum
äußersten Widerstande entschlossen, anriethen:
die Stadt lieber selbst in einen Stein und

Schutthaufen zu verwandeln, und dann mit
Weib und Gut zu flüchten, als feig nachzugeben
und in Schimpf und Schande zu leben. Der
schlaue Erzherzog Ferdinand, den panischen
Schrecken der schwachen Konstanzer benützend,
bot sich ihnen bei seinem Bruder, dem Kaiser,
zum Vermittler an, wenn sie sich vom Reiche
trennen und in den milden Schutz des Erz-
hauses Oesterreich begeben wollten; und selbst
dieser, der erniedrigendste aller Anträge, wurde
aus Furcht vor der kaiserlichen Ungnade im
Jahre 1548 den 11. Oktober angenommen, worauf
am 14. gleichen Monats Abends 5 Uhr der
österreichische Obrist v. Pöllweiler die Stadt in
Besitz nahm. Und so endete die Selbstständigkeit
von Konstanz, welches nur groß und glücklich
war im Kampfe gegen Rom. Fünfundachtzig
Jahre später schlugen sich die Söhne der für
das Licht gefallenen Väter für das finstere Rom.

Die Lobpreisung dieser That überlasse ich
gerne einem unserer heutigen päpstlichen Schild-
erheber.

Die Bärenjagd.

Es war an einem hübschen Frühlingsabend
des Jahres 1784, als ein Klosterbruder von
den Ufern des Zürichsee's gegen den anmuthigen
Feußberg hinauf spazierte. Ganz ruhig und
sicher ging er seines Weges, als er in der
Gegend der Kapelle bei den drei Eidgenossen
auf einmal etwas im Laube rascheln hörte.
Er sah hin und es stand ein großer Bär lei-
bhaftig vor ihm. Die Beiden sahen einander
eine Zeitlang an, der Bär aber — wie der
Chronikschreiber bemerkt — „muß sich für die-
sen Bruder geforchten haben,“ und zog sich
ohne weitere Kriegserklärungen zurück. „Der
Bruder aber wollte weiters mit ihm nichts
machen, sondern sie flohen einander, und gingen
jeder einen besondern Weg. In etwas be-
schleunigtem Marsch, und nicht ohne Hie und
da zurück zu sehen, ging der erwähnte Bruder
weiters, dankte auch im Stillen dem lieben
Gott, der ihn aus dieser Gefahr gerettet, und
erzählte dem Herrn Pfarrer auf dem Feußberg
wie es ihm ergangen, wie groß der Bär ge-
wesen und dergleichen.

Bald wurde es im Lande ruckbar, es sei
ein Bär in der Nähe. Die Leute schlossen die
Hausthüre fleißiger, Mütter nahmen die kleinen
Kinder von den Gassen, die Väter suchten ihre
alten rostigen Büchsen hervor, und man han-
delte theilweise schon um die Bärenhaut, und

rüstete sich allerseits zu einer lustigen und siegreichen Bärenjagd.

Um die gleiche Zeit zog eine Schaar von etwa 144 Pilgern über die Rapperswilerbrücke nach Einsiedeln. Es waren sämtlich starke Würtemberger, und beteten auf der Brücke so laut, daß sich die Rapperswiler daran erbauen konnten. Als sie den Egel hinaufkamen, und es schon spät war, so lenkten sie waldeinwärts, um eine Herberge zu finden. Was aber dies für Pilger waren, ergab sich bald, da ein Bote von Sulz im Württembergischen über denselben Egel nach Schwyz kam, und die Nachricht brachte, es habe sich eine Bande Spitzbuben, 44 Mann stark, auf Schwende oder Altendorf unter dem Egel, im Hause des Peter G. . . zusammengerottet, um auf die Pfingstfeier nach Einsiedeln zu gehen und dort ihr Handwerk zu treiben. Den Herren in Schwyz war es bei dieser Nachricht willkommen, auch zugleich Nachricht von dem Bären erhalten zu haben, denn jetzt galt es eine doppelte Bärenjagd. Die Jagd gegen den vierfüßigen Bären mußte zum Vorwand dienen, und so bewaffneten denn Herr Säckelmeister Jütz und Herr Zeugherr Bonifaz Keding, ein sehr beherzter Mann, etwa 60 Männer mit Unter- und Obergewehr, und diese ganze Jägerschaar machte sich in stiller Nachtzeit auf gegen Schwendi.

Alles ging nach Wunsch, man langte bei dem Hause des Peter G. . . an und verlangte Einlaß. Peter öffnete den Fensterladen und erschrak ein wenig, als er die Menge von Jägern sah. Er meinte, für so viele Gäste hab' er zu wenig Herberge und erklärte demnach, er werde ihnen die Thüre nicht öffnen. „Es sind aber verdächtige Leute bei dir,“ sagte Jütz. „Das lügst du in den Bart hinein, ich bin ganz allein im Haus, wer wollte denn in diesem abgelegenen Hause einklopfen?“ Jütz erwiderte: „Desto besser für dich, wenn du allein bist, so kann dir ja nichts Böses wiederfahren, mache nur ein wenig auf.“ Peter blieb steif und fest darauf, er habe Niemand Verdächtigen bei sich und daher brauche er nicht aufzumachen.

Da schlugen aber auf Jützens Befehl die Jäger mit Kolben drein, sprengten die Thüre und drangen in das verdächtige Haus hinein. Jetzt begann ein ziemlich bestiger Kampf. Die Spitzbuben kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und schossen gegen die anstürmenden Schwyzer. Ob sie Jemand getroffen, steht nicht geschrieben, wohl aber weiß man, daß

ste sammt und sonders gefangen genommen, gebunden und zusammt dem saubern Hausvater Peter nach Schwyz abgeführt wurden.

Wie es ihnen dort ergangen, ist mir unbekannt, noch weniger habe ich erfahren können, wo der Bär hingekommen. Ueber die Gefangennehmung bemerkt der Chronikschreiber nur noch den Umstand, es seien auch Weibsbilder in Schnitzkästen gefunden worden.

Man kann Alles übertreiben.

Wer es weiß, wie genau man es nimmt beim Landjägerkommando von wegen der Deutlichkeit der Einträge im Dienstbuch über das, was der Landjäger thut und nicht thut, der wird sich nicht wundern, daß hier und da etwas daran verbessert werden muß; denn der Landjäger, der seine Instruktion besser im Kopf hat, als den christlichen Glauben, der sieht gleich nach, ob der Schultheiß recht geschrieben hat. Hat er nicht recht geschrieben, so bittet er den Schultheiß, den Fehler zu korrigiren, und das thut der Schultheiß gerne, weil er weiß, wie obstinat die Landjägeroffiziere auf die Dienstbücher sind. Das Korrigiren aber langt nicht, er muß auch in das Dienstbuch schreiben: „Diese Verbesserung L. Schultheiß,“ sonst könnte man auch glauben, der Landjäger habe es gethan, und wenn das ginge, so könnte er ja noch Vieles hineinschreiben, was er thun muß und nicht gethan hat.

Der Schultheiß Nachtrieb in Pfiffighausen, der hat oft solche Korrekturen machen müssen und war recht daran gewöhnt, absonderlich an das Bezeugen, daß er es korrigirt. Einmal aber gab's keinen Fehler, herentgegen macht seine Schreibfeder, die über Vermögen getrunken hat, auf der ersten Linie schon eine große Uebergabe, die hatte netto einen Bierseßzoll im Umkreis nach der Zimmermannsrechnung beim Eichenkauf. Unser Schultheiß sandelt schnell und macht den Fehler etwas leidentlich. Doch mag er die Verantwortung nicht dem Landjäger aufladen und schreibt deswegen zu dessen Rechtfertigung gleich nach dem ordentlichen Eintrag in das Dienstbuch noch extra hin: Diese Sau hab' ich gemacht. L. Schultheiß Nachtrieb.

Auflösung der Räthsel.

1) der Zufall, 2) Wasser trinken, 3) ein Traum, 4) Weiber, Würfel, Wein, 5) solche, denen die Hütten zu klein sind, 6) der Postwagen, 7) genug, 8) der Zank, 9) nahe bei der Nase.

Ein Advokat und ein Arzt stritten sich um den Vorrang; sie wählten den bekannten französischen Dichter Piron zum Schiedsrichter, welcher dem Advokaten den Vorzug gab, indem er meinte: „Der Spigbube geht immer vor, und der Schafrichter folgt nach.“

Ein Brauer in Regensburg kündigte sein Bier unter dem Titel: „Bier, das alle Wünsche befriedigt,“ an. Ein Schneider ging hin, trank zwei Maß, fand es vortrefflich, und sagte: „Alle Wünsche befriedigt das Bier, Herr Brauer?“ — „Ja.“ — „Nun, so wünsche ich, es nicht zu bezahlen.“ Der Brauer lachte und erließ dem Schneider die Zechen.

Ein Trunkenbold wollte einem Bierbrauer seine Bibel als Pfand für einige Kannen Bier geben, aber der ehrenwerthe Mann wies es zurück. „Na zum Trufel,“ sagte der Zimmerdurfsüßige mit lallender Zunge, „für eine Kanne Bier wird doch mein Wort und Gottes Wort gut genug sein!“

Eine Dame fragte den heiligen Franz von Sales, ob es erlaubt sei, sich der Schminke zu bedienen. „Einige fromme Männer,“ antwortete der Gefragte, „sind gegen diesen Gebrauch, während Andere nichts Unrechtes darin sehen. Ich will einen Mittelweg einschlagen und Ihnen erlauben, die eine Wange zu schminken.“

Abraham a Sancta Clara, mit seinem Familiennamen Ulrich Megerle, war zu Krähenheimstätten in Schwaben am 4. Juni 1642 geboren, trat 1662 in den Orden der Barfüßer-Augustiner und ward, nachdem er zu Lara in Bayern, Wien und Grätz mit allgemeinem Beifall Predigerstellen verwaltet hatte, im Jahr 1669 als kaiserl. Hofprediger nach Wien berufen. Er starb zu Wien den 1. Dez. 1709. Berühmt ist er durch seine originell-burlesken Predigten. Nachstehende kleine Bruchstücke mögen den Beweis dazu liefern. Vor hundert Jahren trugen alle Damen des Wiener Hofes, und selbst die Kaiserin, so tief ausgeschnittene Kleider, daß Abraham a Sancta Clara dagege von der Kanzel herab eiferte und mit den Worten schloß: „Weiber, die sich so sehr entblößen,

sind nicht werth, daß man ihnen ins Gesicht spuckt!“ Die Kaiserin, darüber ergrimmt, ließ ihm sagen, daß er sein Amt verlieren würde, wenn er dies nicht widerriefe. Am nächsten Sonntage that er's folgendermaßen: „Ich sagte neulich: „Weiber, die sich so entblößt tragen, seien nicht werth, daß man ihnen in's Gesicht spucke; dies widerrufe ich hiermit feierlichst und erkläre: sie sind es werth!“

So sprach er einst in einer seiner Predigten über wahre Frömmigkeit und über das Gebet. „Wenn es uns vergönnt wäre, die Gedanken manches Betenden zu errathen, so würden wir nicht erstaunen, daß sein Gebet so ganz ohne Wirkung bleibt. Mag folgendes Gebet eines Kaufmanns zum Beweise dienen: „Vater unser, der du bist im Himmel, der Markt rückt heran, ich muß meine Anstalten treffen; geheiligt werde dein Name, wo soll ich jetzt einkehren? Mein voriger Wirth ist gestorben; zukomme uns dein Reich, er war ein guter Kerl. Wir haben manche Flasche zusammen geleert; dein Wille geschehe, wie im Himmel, in der blauen Taube soll man gut essen und trinken; also auch auf Erden, es kommt auf eine Probe an; gib uns heute unser tägliches Brod, wenn ich nur könnte die zwei Stücke Seidenzeug an den Mann bringen; und vergib uns unsre Schuld; zu Meßgewändern sind sie gut genug; wie wir vergeben unsern Schuldneren, aber für Frauenzimmer sind sie aus der Mode; führe uns nicht in Versuchung, für die Kirche ist Alles gut; sondern erlöse uns von allem Uebel, der Pfaff macht heut lange; Amen, sie warten gewiß mit dem Essen, und ich komme zu spät auf die Regalbahn.“ — Das ist mir halt eine rare Sorten von Gebet.

Ein Bauer kam in eine Gerichtsstube. Einige anwesende Auscultatoren und Referendarien erlaubten sich Späße mit dem Landmann und nöthigten ihn, er möge sich setzen. Der Bauer sah sich um, da er aber keinen Stuhl erblickte, sagte er: „Wo soll ich mich denn hinsetzen? Hier ist's ja gerade wie in meiner Scheune daheim, da sind weder Bänke noch Stühle, aber Flegel genug!“

An der Thür der Post-Expedition zu D.... in Bayern ist zu lesen: „Reitendes und fahrendes Expeditionszimmer.“

Eine junge und schöne Spanierin ging zur Beichte. Nachdem der Geistliche verschiedene Fragen gethan hatte, die ihre Beichte betrafen, war er neugierig, sie zu kennen, und fragte sie nach ihrem Namen. Die Frau fand nicht für gut, seine Neugierde zu befriedigen, und antwortete ihm: „Mein Name, Herr Vater, ist keine Sünde.“

Ein Bauer hat einen Advokaten, einen Injurienproceß anzunehmen. Der Advokat weigerte sich mit den Worten: „Ich scheue die Injurienproceße wie den Tod; es ist unnützer Zeitvertreib. Wenn ich alle die hätte verklagen wollen, die mich einen Spitzbuben nannten, so —“ „Ja, mit Ihnen ist das ein anderes Ding!“ fiel der Bauer ein, „unser Einer aber darf es doch nicht leiden.“

Der Brand im Waizen.

Nach den neuesten Beobachtungen und Erfahrungen durch Vergrößerungsgläser besteht der Brand im Waizen aus kleinen schwarzen Kugeln, welches Eier von kleinen eiförmigen Würmern sind, aus denen endlich eine kleine schwärzliche Fliege (*Muscastris*) entsteht, welche vor ihrem Tode wieder eine große Menge Eier legt. Man hat wahrgenommen, daß wenn nach heißem Sonnenschein oder vorhergegangener schwüler Witterung ein warmer Regen und dann wieder heißer Sonnenschein einfällt, der mehrste Brand im Waizen erzeugt wird. Durchs Dörren des Saamens werden diese Eierchen vertrocknet; kommt daher das Getreide recht trocken vom Felde in die Scheunen, so ist anzunehmen, daß jene Eierchen ebenfalls ziemlich oder ganz vergehen; ist dagegen Getreide nicht ganz trocken eingebracht worden, und man muß solches zum Säen verwenden, so hat sich das Anfeuchten desselben auf nachstehende Weise als ganz vorzüglich bewiesen. Man nehme auf einen Hektolitre ($1\frac{1}{2}$ Berliner Scheffel) Waizen 16 Pfund Wasser und löse darin $\frac{1}{4}$ Pfund Glaubersalz auf, was den Tag vorher schon geschehen kann. Sodann besprengt man 4 Pfund Kalk mit so viel Wasser, daß solcher zu Pulver zerfällt. Will man nun den Saatwaizen vorbereiten, so wird solcher auf eine Tenne gespreitet und mittelst einer

Stießkanne mit der Salzsäurelösung bei fortwährendem Umschaufeln genäßt, wozu obiges Quantum ausreichen wird. Unmittelbar nach Beendigung des Begießens streut man das Kalkpulver auf, und mischt recht schnell, damit dieses anhängen bleibt. Auf diese Art wird jedes Waizenkorn mit Kalk überzogen, und man kann entweder bald oder in einigen Tagen zur Aussaat schreiten. Zum Gelingen ist es erforderlich, daß der Kalk auf die nassen Körner gestreut werde. Bei diesem Verfahren kann man Waizen, der noch so sehr vom Brand angesteckt ist, zur Aussaat wählen, ohne daß jemals eine brandige Aehre zum Vorschein kommt. Ebenso hat man auch bemerkt, daß bei dünner Saat sich der Brand selten zeigt.

Mittel gegen mehrere schädliche Insekten.

Gegen die Maulwurfsgrillen soll man auf einem Flächenraume von 48 Quadrat Fuß, ein Gemenge von 3 Pfund Senfmehl, 6 Pfund Sägespäne und 6 Unzen Steindl austreuen, oder auch nur unter den Dünger mengen. Dasselbe gilt auch zur Vertilgung der Engerlinge, besonders wenn man es mehrere Male im Jahre anwendet. Gegen die Kohlrampen soll man, wenn man die gelegten Eierklumpen nicht lieber von Kindern absuchen lassen will, 2 Pfund Terpentin mit 6 Pfund Wasser abkochen, und mit diesem Wasser dann Nachmittags die mit Ungeziefer behafteten Pflanzen besprengen. Auch kann man zu demselben Zweck 12 Pfund Ruß 48 Stunden lang in 50 Pfund Wasser einweichen, diesem Gemenge nach öfterm Umrühren 20 Pfund Wasser und 1 Pfund Schwefelsäure zusetzen, und damit die Pflanzen alle zwei Tage 6 Tage lang begießen.

Gegen die Erdschabe wird empfohlen, einige Rettigpflanzen unter die Kohlpflanzen zu setzen, indem sich dieses Ungeziefer dann auf Erstere wirft und Letztere verschont.

Gegen die Engerlinge soll man Schweine auf die umgebrochenen Felder lassen.

Gegen die Feldschnecken soll man junge, drei Wochen alte Enten (aber nicht älter) ausschießen, oder man soll Steinplatten, Bretter u. dgl. auf den Acker tragen, wo man dann des Morgens Tausende darunter verkrochen finden wird.